1,30 DM / Band 67
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

# GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark






# Die Teufelssekte

## John Sinclair Nr. 67

*von Jason Dark*

*erschienen am 16.10.1979*

*Titelbild von Vicente Ballestar*

Sinclair Crew

# Die Teufelssekte

Bisher hatten mir der Schwarze Tod, Myxin, der Magier, und der Spuk oft lebensgefährlichen Kummer bereitet.

Doch der Schwarze Tod hatte in letzter Zeit einige Niederlagen einstecken müssen und an Ansehen bei seinen Helfern verloren. Auch Asmodis, der Höllenfürst, übersah dies nicht. Er wußte, daß die Zeit für ihn arbeitete, und wie ein Komet stieg aus unergründlichen Tiefen der Verdammnis eine neue Gestalt auf.

Ein Geschöpf der Hölle wurde geboren. Asmodina, die Tochter des Teufels.

Ein warmer Sommerregen rieselte aus tiefhängenden, bleigrauen Wolken und näßte die Straßen. Durch den Staub und die Abgase entstand auf dem Teer ein Schmierfilm, der manchen Autofahrer beim Bremsen auf die Probe stellte.

Ich fuhr langsam. Außerdem hatte ich Zeit. Im Büro lag nichts mehr an, und ich wollte mich in meinen eigenen vier Wänden mit Freund Bill Conolly zusammensetzen. Ein Schachbrett wartete auf uns. Wir hatten lange keine Partie mehr gegeneinander gespielt. Außerdem war uns durch ein gefährliches Abenteuer das Schachspiel auch verleidet worden. Damals kämpften wir gegen einen Dämon, der Menschen als Schachfiguren benutzte. Und ich mußte um das Leben meiner Freunde spielen.[1]

Schrecklich.

Bills reizende Frau Sheila war für zwei Tage verreist. Als Millionenerbin hatte sie hin und wieder ihre Verpflichtungen, auch wenn das Schicksal der geerbten Firmen in den Händen ausgezeichneter Manager lag. Aber manchmal ging es eben nicht ohne Sheila Conollys Unterschrift. Bill hatte keine große Lust, seine Frau zu begleiten. Diese Reisen waren ihm zu trocken. Er hoffte natürlich auch auf einen heißen Fall, den er mit mir zusammen erleben konnte. Aber im Augenblick lag nichts an. Die Dämonen schienen eine Sommerpause eingelegt zu haben. Oder sie mußten sich erst von den großen Rückschlägen erholen. Beides war möglich. In letzter Zeit hatte es harte Gefechte gegeben. Die Schwarzblütler mußten ganz schön Federn lassen.

In diesen dämonenlosen Tagen also hatte ich Zeit, mich auch um die kleinen privaten Dinge zu kümmern.

Sir Powell, mein unmittelbarer Vorgesetzter, ließ mich auch in Ruhe. Deshalb arbeitete ich Akten auf, holte Spesenabrechnungen nach und freute mich auf einen Feierabend.

Bei meiner Arbeit im Büro kam ich zwangsläufig mehr mit Glenda Perkins, meiner Sekretärin, zusammen.

Über Glenda hatte ich mir meine Gedanken gemacht. Sie war einfach nicht mehr die alte. Das Mädchen hatte sich verändert. Zum Negativen hin.

Der schiefergraue Lieferwagen vor mir mußte halten, da eine Ampel rot zeigte.

Ich stoppte ebenfalls.

Es regnete noch immer. Die Wischer zogen große Halbkreise über die gebogene Frontscheibe und putzten die feinen Tropfen sofort wieder weg.

Ich hatte das Fenster einen Spalt offen, aber kältere Luft strömte dadurch nicht in den Bentley.

Meine Gedanken kehrten zu Glenda zurück. Wie gesagt, sie hatte sich

verändert. Nicht körperlich, sondern seelisch. Mir schien es, als wäre sie bedrückt und würde mit einer großen Last herumlaufen. Sie zeigte nicht mehr die natürliche Fröhlichkeit, die sie sonst an den Tag legte.

Gefragt hatte ich sie noch nicht, aber ich machte mir meine Gedanken. An diesem Tag war es besonders schlimm gewesen. Glenda hatte kaum mit mir gesprochen, hatte schweigend den Kaffee hingestellt und war mit einem verkrampft wirkenden Lächeln wieder verschwunden.

Nun, ich würde sie doch einmal fragen. Vielleicht hatte sie Liebeskummer.

Der Wagen vor mir fuhr wieder an, und ich gab ebenfalls Gas. Schneller als zwanzig Meilen die Stunde konnte ich nie fahren, und durch die Ampelstopps verdoppelte sich die Fahrzeit noch.

Rechts von mir lag der St. James' Park, dessen grüne Bäume im grauen Regendunst verschwanden. Selbst neuere Häuser wirkten trist und krank. Dieses Wetter ging wohl jedem auf die Nerven. Mir auch. Ich war froh, wenn ich in meiner kleinen Bude sitzen konnte.

Wieder ging es nur stoßweise weiter.

An der nächsten Ampel stand ein Bobby. Sein Regenschutz glänzte naß. Der Polizist warf zufällig einen Blick in meinen Wagen, erkannte mich und hob grüßend die Hand.

Ich lächelte zurück.

Dann ging es weiter.

Bis zu meiner Wohnung war es nicht mehr weit. In etwa fünf Minuten mußte ich das Apartmenthaus erreicht haben. Mir gelang es, einen Wagen zu überholen, und ich blieb auf der Überholspur als erster vor der Ampel stehen.

Rechts und links der Straße wuchsen hohe Häuser in den Himmel. Sie standen noch nicht lange und waren durchaus als Hochhäuser zu bezeichnen.

Moderne Bauten, Wohnsilos. Unpersönlich, kalt und fremd. Aber ich durfte mich nicht beschweren, schließlich wohnte ich selbst in solch einem Haus. Allerdings war es für mich besser, denn in diesen Häusern entging man den neugierigen Fragen der Nachbarn und lieben Mitmenschen. Wenn die wissen, daß einer ihrer Mitbewohner von der Polizei ist, dann wird man ununterbrochen mit Fragen bestürmt.

Nein, für mich persönlich war diese hohe Wohnburg besser.

Ich wartete darauf, daß die Ampel umsprang. Aus dem Radio ertönte leise Musik, hin und wieder von einer reißerischen Werbung unterbrochen.

Gelb!

Und da geschah es!

Ich wollte schon starten, als ich den Schatten sah, der plötzlich an

meiner Frontscheibe vorbeiwischte. In den Bruchteilen von Sekunden erkannte ich, daß es ein Mensch war. Ein Mensch mit wirbelnden Armen und Beinen.

Das Geräusch des auf das Pflaster klatschenden Körpers ging mir durch Mark und Bein.

Stille!

Dann erst klang ein vielstimmiger Entsetzensschrei auf.

***

Selten bin ich so schnell aus dem Wagen gekommen wie in diesen schrecklichen Augenblicken. Ich war als erster bei dem Verunglückten, bevor die anderen Zeugen sich noch von ihrem Schrecken erholt hatten.

Ich beugte mich nieder.

Die Person lag auf der Seite. Langes goldgelbes Haar, jetzt allerdings naß und schmutzig wirkend, klebte wie eine Fahne auf dem feuchten Straßenbelag. Ich tastete nach dem Puls.

Nichts.

Die Frau war tot.

Vorsichtig drehte ich sie ein wenig herum. Jetzt sah ich in das Gesicht.

Die Frau war noch jung, höchstens fünfundzwanzig Jahre. Weit aufgerissene, aber gebrochene Augen schauten mich starr an. Mich wunderte es, als ich den Mund der Toten sah, denn die Lippen waren zu einem verklärten Lächeln verzogen.

Es gab aber noch ein Punkt, der mir ins Auge stach. Die Kleidung der Toten konnte man durchaus als seltsam bezeichnen. Ein langes Gewand, violett schimmernd und durchsichtig. Die Frau trug nichts unter dem Gewand.

Ich hob den Kopf. Regentropfen rinnen mir in den Nacken und liefen in langen Bahnen meinen Rücken hinunter. Aus einem Gully drang feuchter Nebel. Die Straße schien in seiner unmittelbaren Nähe zu dampfen.

Dicht neben mir ertönte die Trillerpfeife eines Bobbys. Dann forderte mich eine barsche Stimme auf zu verschwinden.

Ich stand auf.

Der Bobby war doppelt so breit wie ich und sah sehr respekteinflößend aus.

»Die Frau ist tot«, sagte ich.

Er nickte. »Das wird der Arzt schon feststellen«, erwiderte er ungnädig.

Ich zeigte meinen Ausweis.

Plötzlich war der Bobby die Freundlichkeit in Person. »Sorry, Sir, aber ich konnte nicht wissen…«

Ich winkte ab. »Schon gut.«

Natürlich war der Verkehr ins Stocken geraten, und natürlich wurde auch der Kreis der Gaffer immer größer. Auf der anderen Fahrbahnseite schoben sich die Wagen im Schneckentempo an der Unfallstelle vorbei.

Ich griff nach meinen Zigaretten und zündete mir ein Stäbchen an. Während der Rauch durch die Nasenlöcher strömte, schaute ich auf die Tote.

Meine Gedanken beschäftigten sich bereits mit dem Motiv. War es Selbstmord? Oder hatte man die Frau aus dem Fenster gestoßen? Ich schaute an der Hausfassade hoch. Zerbrochene Glasscheiben lagen nicht auf dem Bürgersteig. Aus dem Fenster konnte sie demnach nicht gesprungen sein.

Vom Dach?

Für mich die einzige Möglichkeit.

Im Unterbewußtsein vernahm ich die Kommentare der Neugierigen.

»So jung und schon tot.«

»Mein Gott, warum nur?«

»Früher wäre das nie passiert!«

Ich trat die Zigarette aus. Das Rotlicht einer Polizeileuchte geisterte bereits über die Hausfassaden. Tausende von Wassertröpfchen brachen das Licht zu glitzernden Kaskaden.

Nur widerwillig machten die Gaffer Platz. Der Bobby schrie sich fast die Kehle aus dem Leib.

Dicht hinter mir kam die Kühlerschnauze eines Krankenwagens zur Ruhe. Sanitäter sprangen aus dem Fahrzeug.

Der Bobby erklärte ihnen, daß ihr Eingreifen nicht mehr erforderlich war.

Die Männer nickten und schauten auf die Tote. Ihre Blicke waren teilnahmslos. Klar, der Job schaffte sie. Sie sahen einfach zu viele Leichen.

»Ich habe auch die Mordkommission bestellt«, erklärte mir der Bobby.

»Danke.«

Der Krankenwagen fuhr wieder weg. Die Sanitäter hatten eine Decke zurückgelassen, die ich über die Tote ausbreitete. Krankenwagen nehmen keine Leichen mit. Dafür sind die Fahrzeuge der Mordkommission zuständig.

Obwohl ich sowieso schon naß war, holte ich meinen Burberry aus dem Bentley und streifte ihn über.

Fünf Minuten später waren die Leute der Mordkommission da. Noch immer standen die Neugierigen herum. Allerdings versuchten fünf Bobbys jetzt, sie zu vertreiben. Die Aufgabe war schwer genug, Menschen reagieren oft träger als Nashörner. Vor allen Dingen dann,

wenn sie eine Sensation wittern.

Den Leiter der Mordkommission kannte ich. Es war Chiefinspektor Tanner. Wir hatten schon öfter miteinander zu tun gehabt. Als er mich sah, schob er seinen alten Hut – einen Filz, den schon sein Großvater getragen haben mußte – mit dem Daumen in den Nacken und begann zu stöhnen.

»Mit allem habe ich gerechnet, nur nicht mit Ihnen Sinclair. Dann können meine Leute ja gleich einpacken. Bestimmt ist die Leiche von einem Geist gekillt worden.«

Ich zeigte meine Zähne und deutete ein bissiges Grinsen an. »Irrtum, mein Lieber. Selbstmord.«

Tanner reichte mir die Hand. »Wirklich?«

»Vielleicht.«

»Können Sie Näheres mitteilen, Sinclair?« Der Chiefinspektor bückte sich und hob die Decke hoch. Sekundenlang schaute er sich die Leiche an. Dann schüttelte er den Kopf. »So jung noch, verdammt, es macht bald keinen Spaß mehr.«

Ich berichtete, daß mir die Tote fast auf die Kühlerhaube gefallen wäre.

»Und mehr wissen Sie auch nicht?« fragte Tanner.

Ich rammte meine Hände in die Manteltaschen. »Nein, leider nicht.«

»Das ist dumm. Wenn man wenigstens den Namen wüßte.«

Mit dem Daumen deutete ich auf das Apartmenthaus.

»Fragen Sie doch da mal die Bewohner?«

Tanner schickte zwei Leute los.

Der Fotograf schoß inzwischen ein paar Aufnahmen, und die Experten der Spurensicherung begaben sich an ihre Arbeit. Viel würden sie nicht finden, aber sie mußten sehr sorgfältig zu Werke gehen, denn noch stand nicht fest, ob die Frau Selbstmord verübt hatte. Sie konnte ebensogut vom Dach gestürzt worden sein.

Aber das würde eine genauere Untersuchung zeigen.

Zeugen fanden sich schnell. Das heißt, Personen, denen die Tote bekannt war.

Die beiden Beamten kamen mit einem grauhaarigen Mann zurück, der neben uns stehenblieb, einen scheuen Blick auf die Leiche warf und sich dann über das Gesicht wischte.

»Ja«, sagte er, »das ist Miriam Gray.«

»Sie wohnte bei Ihnen?« fragte Tanner.

»Zwei Apartments weiter, um genau zu sein.«

Tanner nickte. »Wir nehmen Ihre Aussage noch zu Protokoll. Bitte halten Sie sich bereit.«

»Geht in Ordnung, Sir.«

Ich hatte noch einige Fragen an den Mann. »Wie gut kannten Sie Miß Gray eigentlich. Sie war doch unverheiratet – oder?«

»Sicher.«
Ich wiederholte meine Frage.
»Nicht sehr gut. Wir haben uns gegrüßt, und das war alles.«
»Sie haben sich doch bestimmt ein Bild von ihr gemacht. Wußten Sie, wo Sie arbeitete?«
»Bei irgendeiner Versicherung.«
»Fantastisch. Sie wissen ja mehr über die Tote, als ich angenommen habe.«
Er wurde rot. Ich grinste innerlich. Wahrscheinlich war er hinter dem Girl hergewesen und konnte bei ihm nicht landen.
»Welchen Umgang hatte sie? Ich meine, kannten Sie Ihren Freund oder die Freundin?«
Er wollte nicht so recht mit der Sprache heraus. Ich beruhigte ihn, indem ich sagte: »Ihre Aussagen werden vertraulich behandelt.«
»Okay, Sir«, meinte er dann. »Wissen Sie, ich bin verheiratet, und wenn meine Frau…«
»Verstehe schon.«
»Ich war mal bei ihr«, erzählte er. »Vor ungefähr einer Woche. Aber der Abend verlief völlig anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Sie interessierte sich überhaupt nicht für mich, sondern sprach nur von sich. Sie machte einen fast geistesabwesenden Eindruck und redete von einer gewissen Todessehnsucht, die sie überfallen hat. Ja, sie wollte sterben.«
Der Mann schwieg.
Ich aber machte mir meine Gedanken. Menschen, die sich nach dem Tod sehnen, gibt es. Sie werden mit dem Leben nicht fertig und warten förmlich auf das Jenseits. Aber meistens sind dies einsame Menschen, die mit sich selbst und ihrer Umwelt nicht zurechtkommen.
»War Miß Gray einsam?« fragte ich.
»Nein, ganz im Gegenteil.«
»Erzählen Sie.«
»Nun, Sir, sie redete an diesem bewußten Abend sehr viel. Sie sprach über ihre Todessehnsucht, und dann, als der Wein ihre Zunge noch mehr gelockert hatte, erzählte sie von dem Woman's Circle.«
»Was ist das?« erkundigte sich Tanner.
»Irgendein Frauenclub, glaube ich.« Der Mann winkte ab. »Solch ein Emanzenkreis, Sie wissen ja.«
»Sind Sie da sicher?« hakte ich nach.
»Es hörte sich so an. Miß Gray redete über Freiheit. Damit meinte sie nicht nur die Freiheit des Körpers, sondern auch die der Seele. Ich habe gar nicht richtig zugehört, ich weiß auch nicht, wo sich der Club befindet und wie viele Mitglieder er hat. Mich interessierte das nicht weiter. Der Abend war auf jeden Fall ein ziemlicher Mißerfolg, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Ich nickte gedankenverloren.

Chiefinspektor Tanner sagte: »Ich danke Ihnen für Ihre Aussage, Mister. Trotzdem müssen Sie noch ein Protokoll unterschreiben.«

»Gut, Sir. Aber kein Wort zu meiner Frau…«

»Nein, nein, da können Sie ganz beruhigt sein.« Tanner wandte sich dann an mich. »Da steht der Selbstmord wohl fest, Kollege, oder was meinen Sie?«

Ich nickte. »Natürlich, Selbstmord.« Der Chiefinspektor verzog das Gesicht. »So ganz glaube ich Ihnen nicht.«

»Wieso?«

»Reine Gefühlssache.«

Ich lächelte und schlug dem Kollegen auf die Schulter. »Trotzdem möchte ich mir mal die Wohnung der Frau ansehen. Okay?«

»Er wittert was«, brummte Tanner, »er wittert was. Aber meinetwegen. Ich bin dabei.«

»Danke. Es geht doch nichts über kollegiale Zusammenarbeit.«

»Oh, mir wird gleich übel vor Rührung.«

Wir betraten das Apartmenthaus. Einen Portier gab es nicht. Die Lifts lagen der Tür genau gegenüber.

Anhand der Schilder lasen wir ab, daß die Tote ihre Wohnung im vierten Stock gehabt hatte.

Der Lift schoß uns hoch.

Danach tat sich der übliche Apartmenthaus-Gang auf. Weiße Wände, kahl und zum Teil verkratzt. Die Türen aus grün lackiertem Kunststoff. Eine Beleidigung fürs Auge.

Aber ich wollte ja nicht hier wohnen.

Nummer achtzehn, da waren wir richtig.

Der Chiefinspektor besaß ein Besteck, mit dem gewisse Polizeibeamte ausgerüstet sind. Er nahm einen blitzenden Schlüssel heraus, werkte ein paar Sekunden am Schloß her, nickte dann und stieß die Tür auf.

»Bitte einzutreten, Kollege!«

»Danke, Herr Einbrecher.«

Ich betrat die Wohnung, und mir fiel zuerst der seltsame Geruch auf. Es war eine Mischung zwischen Parfümausdünstung und Räucherstäbchen-Flair.

Irgendwie widerlich süß…

Auch Tanner beschwerte sich über den Gestank. »Hier riecht's wie im siebenstöckigen Freudenhaus bei Schichtwechsel«, knurrte er, was mich zu der Antwort verleitete: »Sie kennen sich ja gut aus, mein Lieber.«

»Nur dienstlich, werter Kollege, nur dienstlich.«

Ich grinste. »Wer's glaubt.«

Der Geruch wurde intensiver, als wir den Livingroom betraten. Hier mußte die Quelle zu finden sein.

Der Raum besaß eine normale Einrichtung. Allerdings hatte Miriam Gray den Schlafbereich durch einen Vorhang getrennt.

Ich schob den Vorhang zur Seite. Die Ringe an der Stange klirrten leise.

Ich schaute auf ein Bett.

Die Decke war zurückgeschlagen. Ein weißes Leinentuch, ein Kopfkissen – und…

Scharf saugte ich die Luft ein.

Auf dem Kissen war eine stilisierte Teufelsfratze abgebildet!

***

Chiefinspektor Tanner hatte mir über die rechte Schulter geblickt. »Oh verdammt«, sagte er nur. »Mir scheint, das wird doch Ihr Fall, Kollege.«

Ich gab keine Antwort, sondern kniete mich nieder. Vor der Bettkante blieb ich hocken, knöpfte mein Hemd auf und holte das Silberkreuz hervor.

Dann ließ ich es mitten in die Teufelsfratze hineinfallen!

Zuerst geschah nichts. Dann aber zeichnete ein schwarzer Ring die Konturen des Gesichts nach. Es stank eklig nach Schwefel und verbranntem Stoff.

Im nächsten Augenblick war die Fratze verschwunden.

Nur ein großer Brandfleck zeugte davon, daß es diese Teufelsfratze gegeben hatte.

Ich richtete mich wieder auf.

Tanner schaute mich an. Er schüttelte den Kopf und hob die Schultern. »Sorry, Sinclair, aber mir scheint, Sie haben die Gabe, immer in Ihre eigenen Fälle hineinzustolpern.«

»Ja, das sieht mir auch so aus.«

»Meinen Sie – meinen Sie, daß diese Miriam Gray Verbindung mit den anderen hatte?«

»Möglich.«

Ich war einsilbig, denn etwas anderes hatte meine Aufmerksamkeit gefesselt. Es waren die Kritzeleien an der Wand neben dem Bett. Beim ersten Hinsehen konnte man es wirklich nur für Kritzeleien halten, doch schaute man genauer hin, so kristallisierten sich magische Beschwörungsformeln hervor.

Ich sah verschiedene Pentagramme, die sich im Grundriß alle ähnelten.

Zwei ineinanderverschachtelte Dreiecke.

Einige jedoch waren an den Seiten mit Schriftzeichen versehen. Ich kannte sie nicht. Sie mußten einer mir unverständlichen Geheimsprache entstammen.

Doch eins hatten die Pentagramme gemeinsam.

Sie zeigten in der Mitte ein Abbild des Teufelskopfs. Satan war immer vertreten.

Ich wandte mich ab.

Der Chiefinspektor war wieder in den Livingroom hineingetreten und hatte die Tür einer Kommode geöffnet.

Mit einer Verwünschung fuhr er zurück.

»Was ist los?« fragte ich.

»Teufel, jetzt weiß ich, woher dieser verdammte Geruch stammt. Schauen Sie selbst.«

Ich blickte in die Kommode hinein.

Zahlreiche Tiegel und Schalen standen dort nebeneinander. Ich sah auch Kerzen mit verkohlten Dochten, die rochen so intensiv, daß es mir direkt schwindlig wurde. Rasch erhob ich mich.

Der Chiefinspektor fuhr über sein Gesicht. »Ich bin ja kein Fachmann, Sinclair, aber irgendwie habe ich das dumme Gefühl, daß hier jemand eine Teufelsmesse feiern will oder gefeiert hat.«

Ich nickte.

»Na ja«, meinte Tanner und schaute sich in der Wohnung um. »Für mich gibt es hier nichts zu holen. Was ist, wollen Sie noch in der Wohnung bleiben?«

»Nein.«

»Okay.«

Wir verließen das Apartment. Der Chiefinspektor schritt sofort zum Lift, doch ich blieb stehen.

Tanner drehte sich um. »Wollen Sie doch noch hierbleiben?«

»Ja, aber nicht in der Wohnung.«

»Sondern?«

Ich lächelte und deutete mit dem Daumen in die Höhe.

Tanner verstand die Bewegung richtig. »Sie wollen aufs Dach?« fragte er ungläubig.

»Ja.«

»Warum das denn?«

»Ich mache mir gern selbst ein Bild vom Tatort. Vielleicht finde ich etwas.«

Tanner hob die Schultern. »Na, denn viel Glück. Ich für meinen Fall verschwinde.«

Er fuhr tatsächlich nach unten. Wir waren nicht zum erstenmal bei den Ermittlungen aufeinandergestoßen. Ich konnte mich noch gut an den Fall der Totenkopf-Gang erinnern, als ich den Mandarin jagte. Da war Tanner auch am Anfang sehr ungläubig gewesen.[2]

Ich konnte den Chiefinspektor verstehen. Er war ein alter Praktiker, der beim Yard von der Pike auf gedient hatte. Er hatte Mörder, Totschläger und anderes Gesindel gejagt, aber mit Geistern und Dämonen sollte man ihm gefälligst vom Leibe bleiben. Obwohl wir

Engländer ja gerade als spukgläubiges Volk gelten, Tanner war wohl eine Ausnahme.

Ich nahm einen anderen Lift und fuhr hoch bis in den zehnten Stock.

Hier befand sich die letzte Wohnetage. Die meisten Apartments standen leer, das las ich von einem Schild ab, das an der Wand hing. Der Hausbesitzer suchte Mieter. Vielleicht sollte er mit der Miete runtergehen, dann wären seine Buden bestimmt voll gewesen.

Jedes Hochhaus mußte eine Treppe haben. Schon allein aus feuertechnischen Bestimmungen.

Und die Treppe suchte ich.

Ich schritt den langen Flur entlang und kam mir dabei unsagbar einsam und verloren vor. Das war hier eine richtige Filmkulisse, und es hätte mich nicht gewundert, wenn plötzlich an der Gangecke ein Kerl mit schußbereiter MPi aufgetaucht wäre.

Es kam niemand, und ich fand die Treppe. Die Stufen waren schmaler als die der normalen durch das Haus führenden Treppe. Aber sie führten in die Höhe und endeten vor einer grau gestrichenen Doppeltür aus Eisen.

Die rechte Hälfte stand offen.

Ich kombinierte und kam zu dem Entschluß, daß Miriam Gray durch diese Tür den Boden betreten haben mußte.

Den gleichen Weg nahm ich auch.

Dann stand ich auf dem gewaltigen Speicher des Hochhauses, der fast so groß war wie die Grundfläche.

Mehrere Dickglasfenster unterteilten das flache Dach. Eins davon war hochgeschoben. Eine ausgefahrene Aluminiumleiter stand schräg davor.

Ich sah die gewaltige Klimaanlage, die Generatoren, die sie antrieben und mehrere Türen mit der Aufschrift DANGER! Wahrscheinlich führten sie zu den Aufzugsschächten.

Das war egal.

Mein Ziel war die Leiter.

Vor ihr blieb ich stehen und warf einen Blick nach oben. Es regnete noch immer. Der Himmel sah aus wie hin und herwogendes Blei. Und dabei hatten wir schon Ende Juni.

Ein verdammt trüber Sommer. Deprimierend.

Ich stieg die Leiter hoch. Den gleichen Weg mußte auch Miriam Gray genommen haben. Ein unangenehmes Gefühl beschlich mich, als ich an das tote Mädchen dachte. Das Girl war noch jung gewesen. Zu jung, um zu sterben.

Ich war jetzt sicher, daß sie in den Tod getrieben worden war, und ich beschloß, den oder die ausfindig zu machen, die Miriam auf dem Gewissen hatten.

Die Hälfte der Leiter hatte ich bereits hinter mir, da traf mich der

Wind. Er fuhr mir ins Gesicht, brachte feine Regentropfen mit und näßte meine Haut.

Ich schloß die Augen und wischte mit den Händen darüber. Aber ich schritt weiter. Gebückt, so daß ich nirgendwo mit dem Kopf anstieß.

Auf dem Dach tobte der Wind noch schlimmer. In den Straßenschluchten bekommt man davon kaum etwas mit, aber in dieser Höhe war es schon schlimm.

Und dabei hatten wir nicht einmal Sturm.

Langsam richtete ich mich auf. Unwillkürlich wurde ich an das Hochhaus der Dämonen erinnert. Dort hatte ich auf dem Dach mit einem Dämon gekämpft, und Suko rettete mich im letzten Augenblick, indem er mit einem Hubschrauber kam.[3]

Aber das war Vergangenheit.

Die Zukunft sah trübe genug aus, wenn man vom Wetter ausging. Manchmal hatte ich das Gefühl, daß die Wolken meine Kopfhaut streichelten, so tief hingen sie.

Und sie regneten sich aus.

Der Himmel weinte Tränen.

Ich schritt über das Dach. Steif, breitbeinig, um gegen den böigen Wind anzukämpfen. Ich hatte mir ungefähr die Stelle gemerkt, wo das Girl über den Rand gesprungen sein mußte. Dort wollte ich hingehen. Es konnte durchaus sein, daß ich eine Spur fand. Hinweise auf einen Kampf vielleicht.

Ein Gitter, mit dem der Dachrand abgesichert war, umspannte die gesamte Fläche. Es war höher als ein Mensch, und man mußte schon klettern, um es zu überwinden.

Schritt für Schritt ging ich einen Teil des Gitters ab – und blieb wie vom Donner gerührt stehen.

Etwa dort, wo Miriam Gray hinuntergesprungen war, klaffte ein Loch in der Gitterreihe.

Ich schaute genauer hin und erkannte, daß der metallene Schutz aus zahlreichen Einzelteilen hergestellt war, die sich mit einem Werkzeug abmontieren ließen.

Der Schlüssel lag auf dem Boden, direkt neben dem Gitterteil.

Das also war des Rätsels Lösung. Miriam Gray mußte ihren Selbstmord genau geplant haben.

War die Todessehnsucht so stark geworden?

Ich schaute in die Tiefe.

Die Menschen wirkten klein wie Spielzeugfiguren. Ebenso die Autos. Der Wagen der Mordkommission war wieder abgefahren.

Chiefinspektor Tanner war wirklich nichts an dem Fall gelegen. Ich verstand ihn.

Ich trat einen Schritt zurück, als ich instinktiv spürte, daß sich etwas verändert hatte. Es meldete sich mein sechster Sinn, und darauf

konnte man sich verlassen. Eine Gänsehaut kroch über meinen Rücken, während ich mich wie im Zeitlupentempo umdrehte.

Mein Instinkt hatte mich nicht verlassen. Ich befand mich nicht mehr allein auf dem Dach.

Vor mir standen zwei Männer.

Und sie sahen nicht gerade aus, als wären sie meine Freunde…

***

Wo die Burschen hergekommen waren, wußte ich auch nicht. Wahrscheinlich hatten sie irgendwo auf dem Speicher gelauert und mich schon einige Zeit beobachtet.

Sie sahen seltsam aus und erinnerten mich an Zwillinge. Vor allen Dingen was ihre Kleidung betraf. Sie trugen beide feuerrote Overalls, die ein Reißverschluß in zwei Hälften teilte. Die Anzüge wirkten wie aufgepumpt und ließen die Männer noch massiger erscheinen.

Aus den Halskrausen schauten zwei kahle Köpfe!

Ja, die Burschen hatten Glatze, wie man so schön sagt. Wie Eier wirkten ihre Schädel. Die Gesichter waren fleischig, die Lippen kaum zu sehen, und die Nasen erinnerten mich an Klumpen. Nicht jeder kann etwas für sein Aussehen. Das äußere Erscheinungsbild der Männer hätte mich nicht weiter gestört, wenn da nicht mitten auf der Brust etwas gewesen wäre, das mir gar nicht gefiel.

Ein Teufelskopf!

Ich kannte ihn, denn das gleiche Bild hatte ich bereits auf dem Kissen der Toten gesehen.

Demnach gehörten die Kerle zum gleichen Verein. Oder waren sie gar die Mörder von Miriam Gray?

Ich mußte mit allem rechnen, auch damit, daß sie versuchen würden, mich ebenfalls umzubringen.

Aber noch war nichts geschehen.

Ich produzierte ein Lächeln, was mir unter den gegebenen Umständen verflucht schwer fiel. »Hallo, was gibt’s denn hier Schönes zu beschauen?« fragte ich.

Keine Antwort.

Hatte ich mir gedacht.

Dafür gingen die beiden vor. Ihre vom Regen nassen Anzüge warfen tausend Falten und Knitter, als die Männer auf mich zuwalzten. Dabei kam es mir vor, als würde die Teufelsfratze leben.

Sie teilten sich, um mich in die Zange zu nehmen. Ich beobachtete ihre Bewegungen. Sie waren glatt und geschmeidig, nicht plump, wie ihre Körpergröße vermuten ließ.

Ich mußte höllisch achtgeben, sonst lag ich schon in der nächsten Minute mit zerschmetterten Knochen unten.

Es gab auch keinen Zweifel, daß die Kerle vorhatten, mich vom Dach

zu stoßen, und ich war einfach sicher, daß sie auch dafür gesorgt hatten, daß Miriam sprang…

Waffen hielten sie nicht in den Fäusten. Die hatten sie auch nicht nötig. Ihre Hände waren Waffen genug.

Ich ging ein wenig vor und verlagerte das Gewicht auf meine Fußballen. Ein letztes Mal sprach ich sie an, doch sie reagierten überhaupt nicht.

Diese Kerle waren Roboter.

Kalt, gefühllos. Und unter Umständen nur darauf programmiert, zu töten.

Mich, zum Beispiel.

Denn urplötzlich griffen sie an!

***

Glenda Perkins' Leben hatte sich verändert. Seit einer Woche war sie nicht mehr so wie früher.

Alles hatte damit begonnen, daß ihr durch Zufall eine alte Schulfreundin über den Weg lief.

Donna Summers.

Himmel, sie hatten sich jahrelang nicht gesehen. Dabei waren sie in der Schule Banknachbarinnen gewesen und hatten sich ausgezeichnet verstanden. Dann aber verloren sie sich aus den Augen, und nun trafen sie sich in einem Londoner Kaufhaus wieder.

In der Mode-Boutique.

Die Begrüßung fiel herzlich aus. Die Freundinnen gingen in eine Cafeteria, frischten Erinnerungen auf, redeten und plauschten über drei Stunden lang.

Donna war noch ledig, wie Glenda.

Sie verstanden sich so gut, daß sie beschlossen, sich wiederzusehen.

Fast jeden Abend trafen sie sich, und schließlich rückte Donna Summers mit ihren wahren Absichten heraus.

»Kennst du den Women's Circle?« fragte Donna.

»Nein.«

Da lächelte Donna. »Das ist – mit Verlauf gesagt – eine Bildungslücke.«

»Dann kläre mich auf.«

Was Donna auch tat. Sie sprach von einem Frauenklub, von der Freiheit der Seelen, aber ohne irgendwelche politische Bauernfängerei.

Glenda war überzeugt, daß der Club ihr gefallen könnte. Und das sagte sie ihrer Freundin auch.

»Ist das dein fester Wille?«

Glenda nickte. »Ja!«

»Dann darf ich dir dieses Buch übergeben.« Glenda holte aus der Handtasche ein kleines rotes Büchlein hervor und überreichte es

Glenda Perkins mit mahnenden Worten.
»Bitte zeige dieses Buch keinem«, sagte sie ernst. »Auch nicht deinem besten Freund, und vor allen Dingen nicht deinem Vorgesetzten, John Sinclair!«
Glenda nickte. Sie hatte Donna von mir berichtet, dabei aber nicht bemerkt, wie mißtrauisch ihre Freundin plötzlich wurde. Die schwarzhaarige Glenda war wie vor den Kopf geschlagen, als hätte man ihr ein Brett gegen die Stirn genagelt. Sie stand völlig unter Donnas Bann.
»Und am Mittwoch hole ich dich ab, um dich in den Women's Circle einzuführen.«
»Ja, ich freue mich.«
Jetzt wartete Glenda auf ihre Freundin. Sie war bereits den gesamten Tag über unruhig gewesen, hatte es kaum erwarten können, bis Dienstschluß war und gehörte dann zu den ersten, die das Yard-Gebäude verließen.
Die Zeit verging nur langsam. Unruhig schritt Glenda in ihrer Wohnung auf und ab. Sie war eine attraktive junge Frau. Ihr Haar erinnerte an das Gefieder eines Raben. Der Körper war wohlproportioniert. Eine sehr schmale Taille, schlanke Hüften und gut gewachsene Beine. Auch die Oberweite konnte sich sehen lassen. Sie war sozusagen ein Blickfang für die Männer.
Aber Männer interessierten Glenda im Augenblick nicht. Ihre Gedanken drehten sich nur um den Women's Circle.
Heute sollte es soweit sein. Endlich würde sie Mitglied dieses Clubs werden.
Glenda war nervös. Ihre Hände zitterten, als sie sich eine Zigarette anzündete. Sie blies das Streichholz aus und ließ es in einen Ascher fallen.
Dann trat sie ans Fenster und schaute hinunter in die kleine ruhige Wohnstraße, doch der Ford ihrer Freundin war noch nicht zu sehen. Langsam sank die Dämmerung über die Millionenstadt London. Es fiel kaum auf, da der Tag sowieso schon trübe genug war. Von morgens an hatte es geregnet. Ununterbrochen, wie Bindfäden. Im Yard war die Stimmung nicht besonders gewesen, und Glenda kam die Arbeitszeit doppelt so lang vor wie normal.
Zwei matte Scheinwerferaugen näherten sich von rechts.
Das konnte Donna sein.
Der Wagen wurde langsamer, fuhr an den linken Straßenrand und stoppte.
Eine Frau stieg aus.
Donna Summers.
Glenda Perkins atmete auf. Ein Lächeln glitt über ihre vollen Lippen. Donna trug einen leichten Übergangsmantel und hatte sich ein

Kopftuch um das kurzgeschnittene braune Haar geschlungen. Sie warf einen raschen Blick zu Glendas Wohnfenster hoch, winkte, als sie die Freundin am Fenster stehen sah und lief dann hastig über die Straße.

Glenda lief zur Wohnungstür und drückte schon den Öffner.

Donna Summers mußte bis zum zweiten Stock laufen. Glenda erwartete die Freundin auf dem Absatz.

Die beiden Frauen fielen sich in die Arme.

»Schön, daß du gekommen bist«, sagte Glenda.

Donna lachte und löste das Kopftuch. »Glaubst du, ich hätte dich vergessen? Ausgerechnet jetzt?«

»Ach woher. Komm rein!«

In der Diele schaute Donna auf ihre Uhr. »Viel Zeit haben wir nicht. Wir müssen pünktlich sein.«

»Natürlich, aber einen Martini kannst du doch wohl trinken.«

»Einverstanden.«

Glenda machte die Drinks. Sie tunkte noch eine Olive hinein und überreichte der Freundin ein Glas.

Die Freundinnen prosteten sich zu.

»Auf eine bessere Zukunft«, sagte Donna Summers, und ein seltsamer Glanz lag in ihren Augen.

Glenda nickte, obwohl sie es gar nicht so meinte. Denn ihre Zukunft sah wirklich nicht schlecht aus. Aber Donna Summers hatte sie verhext, ihr den eigenen Willen genommen.

Die Frauen leerten ihre Gläser. Donna schaute Glenda über den Rand ihres Glases an. So ganz traute sie der Schulfreundin noch nicht, das war ihrem Blick zu entnehmen. Die dunklen Augen schauten mißtrauisch, der schmale Mund wirkte verkniffen. Donna war keine Schönheit, wenn manche Männer sie durchaus interessant fanden. Ihre Wangenknochen sprangen scharf hervor, die blasse Haut spannte sich darüber, und die Augenbrauen wuchsen fast über der Nasenwurzel zusammen. Das gab ihr ein sehr strenges Aussehen. Überhaupt war Donna Summers eine Person, die nie fröhlich wirkte, sondern immer ernst. Sie trug ein dunkelrotes Kleid, das ihre Waden umspielte. Die schwarzen Schuhe glänzten wie frischer Lack.

Sie stellte das leere Glas weg. »Wir fahren mit meinem Wagen«, sagte sie.

Glenda hatte nichts dagegen. »Ich ziehe mir nur eben was über!« Sie lief ins Schlafzimmer, öffnete den Schrank und wählte ein hellblaues Blouson, das sie über ihren dünnen weißen Sommerpullover streifte. Die ebenfalls blaue Hose paßte farblich gut zu dieser Windjacke.

Sie löschte das Licht.

Ihre Freundin wartete bereits in der Diele. »Noch etwas«, sagte Donna, bevor sie gingen. »Was wir heute abend erleben, wird dir als Neuling vielleicht komisch vorkommen. Ich möchte, daß du mit

keinem darüber sprichst. Klar?«

»Okay.«

»Gut, dann kann ja nichts schiefgehen.«

Glenda hatte trotzdem ein komisches Gefühl. Zweifel und Mißtrauen keimten in ihrem Innern. Noch konnte sie einen Rückzieher machen, doch der Einfluß ihrer Schulfreundin war zu groß. Glenda konnte sich ihm nicht entziehen.

Es regnete noch immer, als die beiden Frauen auf die Straße traten. Eine Nachbarin begegnete ihnen und grüßte freundlich. Glenda nickte zurück.

Die Nachbarin wunderte sich. Sie war es gewöhnt, sonst ein freundliches Wort zu hören.

Die Frauen stiegen in den Wagen.

Donna fuhr sofort ab.

»Wo fahren wir denn hin?« wollte Glenda wissen.

»Das wirst du schon sehen«, erwiderte ihre Freundin. »Am besten ist es, du richtest dich jetzt schon darauf ein, nur zu reden, wenn du gefragt wirst.«

Glenda hob die Schultern. Sie suchten nach Zigaretten, fand aber keine.

Donna erriet ihr Vorhaben. »Im Handschuhfach findest du welche.«

»Danke. Möchtest du auch rauchen?«

»Nein.«

Glenda zündete sich ein Stäbchen an und blies den Rauch gegen die beschlagenen Scheiben. Draußen dampfte die Fahrbahn. Dunst zog schlierenartig über den Asphalt. Die Gehsteige leerten sich zusehends. Wer nicht unbedingt nach draußen mußte, der blieb lieber in seinen eigenen vier Wänden.

In der Nähe des Britischen Museums bogen sie in die Oxford Street ein. Sie fuhren nach Westen, in Richtung auf den Hyde Park zu. In der bekannten Londoner Einkaufsstraße herrschte auch um diese späte Tageszeit noch sehr viel Betrieb. In Zweierreihen fuhren die Wagen nebeneinander. Millionen von Wassertröpfchen spiegelten das bunte Licht der Reklamen. Es herrschte Weltstadtatmosphäre.

Den Vergnügungsstadtteil Soho ließen sie im Süden liegen und erreichten Mayfair. Donna sprach während der Fahrt kein Wort mehr, und Glenda fragte auch nicht. Sie hatte ihre Antwort bekommen.

Grell leuchtete die Reklame von »His Master's Voice«, einem international bekannten Schallplattengeschäft. Sie fuhren fast bis Marble Arch und bogen dann nach links in die Park Street ein. Von ihr führten einige Nebenstraßen ab in ein regelrechtes Labyrinth von kleineren Wohnstraßen.

Donna Summers fuhr langsamer.

Obwohl Glenda seit ihrem siebten Lebensjahr in London wohnte,

kannte sie die Gegend nicht. Sie war ihr völlig fremd.

Ein Ampelstopp.

Donna wandte den Kopf. Der Mund zeigte ein Lächeln. »Wir sind gleich da.« Als Glenda keine Antwort gab, fragte sie: »Aufgeregt?«

»Ein bißchen schon.«

»Das wird sich legen, wenn du erst einmal ihre Stimme gehört hast.«

»Wessen Stimme?«

»Laß dich überraschen.«

Die Ampel sprang um. Donna Summers fuhr noch bis zur nächsten Querstraße und bog dann rechts ab.

Die Straße war sehr eng. Alte Häuser rahmten sie ein, abgeschirmt durch hohe Hecken oder Bäume. Auf der Straße lagen Blätter. Sie machten das sowieso schon nasse Kopfsteinpflaster noch mehr zu einer Rutschbahn.

Sie passierten eine alte Kirche, deren zwei Türme wie viereckige Zigarren in den verregneten Himmel stachen. Der Platz neben der Kirche war mit Kies bestreut. Dort standen einige Autos.

Donna Summers fuhr auf den Platz. Es knirschte unter den Reifen.

Der Ford stoppte neben einem karmesinroten Jaguar. Blubbernd erstarb der Motor.

»Wir sind da«, sagte Donna.

»Hier in der Kirche?« fragte Glenda erstaunt.

»Nein.« Donna Summers stieg aus, und Glenda folgte.

Nach wie vor nieselte es aus den tiefhängenden Wolken. Der Regen war warm und näßte sehr.

Glenda Perkins schlug den Kragen ihres Blousons hoch. Dann fühlte sie Donnas Hand an ihrem Arm. Die Frau dirigierte sie an der Kirche vorbei auf einen schmalen Weg zu, der parallel zu einer Hecke verlief, aber auch parallel zu einem Eisengitter.

Glenda Perkins schaute nach links, zwischen den Stäben hindurch mit den langen, lanzenartigen Eisenspitzen. Sie erkannte einen natürlich gewachsenen Grüngürtel, glaubte aber auch zwischen den Pflanzen und kleineren Bäumen Grabsteine schimmern zu sehen.

»Ist dort ein Friedhof?« fragte sie.

»Ja, aber er wird nicht mehr benutzt.« Donna lachte kalt. »Er ist sozusagen außer Betrieb.«

Glenda warf der Jugendfreundin einen schrägen Blick zu. Zum erstenmal fühlte sie so etwas wie Angst. Das Gefühl flackerte jedoch nur sehr kurz in ihr hoch, dann erlosch es wieder wie eine Flamme im Wind.

Hinzu kam, daß Donna den Griff verstärkte und schneller ging. Sie erreichten das Ende des Friedhofs, schritten um das Gitter herum und gingen an der Schmalseite entlang weiter.

Schon nach wenigen Schritten tauchte aus den Dunstschleiern ein

großes Gebäude auf.

»Was ist das?« fragte Glenda.

»Ein Mausoleum.«

»Und da hinein müssen wir?«

»Ja.«

Glenda schluckte.

Ihre Freundin beruhigte sie. »Du brauchst wirklich keine Angst zu haben. Bei uns bist du sicher. Wir halten alle zusammen.«

»Wie viele seid ihr?«

»Mit dir sieben.«

Glenda furchte die Stirn. »Mehr nicht?«

»Nein. Wir wollen die Zahl auch nicht überschreiten. Leider ist jemand von uns gestorben. Miriam Gray. Du bist der Ersatz für sie.«

»Was hatte sie denn? War sie krank?«

»Keine Ahnung.«

Glenda Perkins merkte nicht, daß ihre Jugendfreundin log. Hätte sie die Wahrheit gewußt, wäre sie wahrscheinlich keinen Schritt mehr weitergegangen.

So aber blieben sie vor der Eingangstür des Mausoleums stehen.

Vielleicht machte es das trübe Wetter und der herabfallende Regen, daß Glenda Perkins sich vor dem Mausoleum fürchtete. Es wirkte irgendwie düster und drohend. Die Mauern waren alt. Sie schimmerten grau, und in zahlreichen Spalten und Rissen klammerte sich wild rankender Efeu fest.

Die Tür sah äußerst stabil aus.

Eine Klingel entdeckte Glenda nicht, dafür befand sich ein eiserner Klopfer etwa in der Mitte der Eingangstür. Das Metall war vom vielen Anfassen blank.

Donna Summers griff nach dem Klopfer und hämmerte gegen das dunkle Holz.

Siebenmal.

Das Zeichen…

Sie warteten, bis die Echos verhallt waren, dann wurde die Tür aufgezogen. Erbärmlich quietschte sie in den Angeln, und Glenda rann eine Gänsehaut über den Rücken.

Unter normalen Umständen wäre sie längst mißtrauisch geworden. Schließlich war sie die Sekretärin eines Polizeibeamten und Geisterjägers, aber jetzt gehorchte sie den Anordnungen ihrer Freundin.

Deshalb machte es Glenda Perkins nichts aus.

Die Frau, die geöffnet hatte, trug eine lange hellrote Kutte. Sie war an beiden Seiten geschlitzt, und als die Frau eine Bewegung machte und die Schlitze aufklafften, sah Glenda die nackte Haut darunter schimmern.

Eine Kapuze hing über der Schulter, und das weißblonde Haar der Frau umrahmte ein schmales blasses Gesicht wie ein Etui.

»Laß uns ein, Ruth«, forderte Donna. »Ich habe Glenda mitgebracht, von der ich dir schon erzählte.«

»Sei uns willkommen, Glenda«, sagte Ruth und reichte ihr die Hand. »Ich hoffe, du wirst dich bei uns wohlfühlen.«

Glenda lächelte. Hinter ihr drückte Donna Summers die Tür wieder ins Schloß.

Jetzt gab es kein Entrinnen mehr!

Glenda schaute sich um.

Licht brannte keins, dafür jedoch zahlreiche Kerzen. Sie standen in schmiedeeisernen Haltern, die wiederum fest in die Wände verankert waren. Auch von der Rundbogendecke hing ein Leuchter. Er ähnelte einem Wagenrad. Es war ebenfalls mit zahlreichen Kerzen bestückt, von denen das Wachs tropfte, so daß sich auf dem blanken Steinboden skurrile Muster bildeten.

Es war still. Glenda Perkins hörte nur ihren eigenen Atem und den der beiden anderen Frauen.

Donna fragte: »Ist alles bereit?«

Ruth nickte. »Ja, ihr seid die letzten!«

»Und die Zwillinge?«

»Sind noch nicht zurückgekehrt. Ich hoffe aber, daß sie bald kommen werden.«

»Sie haben ihre Aufgabe erledigt?«

Ruth nickte. »Ja, sehr gut sogar.«

»Na, das ist fein.«

Glenda verstand von dem Dialog nichts. Sie begriff den Sinn nicht und ahnte nicht, daß sich die beiden Frauen im Plauderton über einen Mord unterhalten hatten.

Der Eingangstür gegenüber lag eine weitere große Tür. Das Holz war braun gebeizt, und selbst aus der Entfernung konnte Glenda die Zeichen erkennen, die in die Tür eingearbeitet worden waren. Welchen Sinn die Symbole besaßen, wußte sie nicht.

Es gab aber noch zwei weitere, allerdings wesentlich schmalere Türen.

Auf die rechte der beiden deutete Donna Summers. »Wir gehen dorthin«, sagte sie.

Ruth verabschiedete sich mit den Worten »Bis später«, warf Glenda noch einen abschätzenden Blick zu und entfernte sich.

»Komm.« Donna lächelte.

»Es ist so komisch hier«, flüsterte Glenda. »Wohl fühle ich mich wirklich nicht. Ich glaube, ich hätte gar nicht mitkommen sollen.«

»Ach, hör auf.« Donna winkte ab. »So ist es mir beim erstenmal auch ergangen. Mach dir nichts draus. Hinterher wirst du es kaum erwarten

können, zu uns zu kommen.« Sie öffnete die Tür. »Bitte, nach dir!«
Sie betraten einen kleinen Raum, in dem der süßliche Geruch von irgendwelchen Räucherstäbchen hing. Glenda konnte nicht gerade sagen, daß ihr der Geruch gefiel, er stieß sie aber auch nicht ab.
Gar nicht in ein Mausoleum passen wollten die grün gestrichenen Eisenspinde. Sechs waren mit Namen versehen. Auf einem fehlte das kleine Schild.
»Er gehört dir«, sagte Donna.
Glenda furchte die Stirn. »Was soll ich damit?« fragte sie.
»Das wirst du gleich sehen, meine Liebe. Los, zieh dich aus!«

***

Sie waren verdammt schnell. So schnell, daß ich nicht mehr dazu kam, meine Waffe zu ziehen, um sie mit der Beretta in Schach zu halten. Sie war zwar mit Silberkugeln geladen, doch die Geschosse stoppten auch normale Menschen.
Dem rechten wich ich aus, flog aber dadurch genau in die Schlagbahn des linken Mannes.
Ich sah die Faust kommen, nahm auch noch den Kopf zur Seite, doch dann hatte ich wirklich das Gefühl, von einem Pferdehuf getroffen worden zu sein.
Der Treffer landete dicht hinter meinem Ohr, und ich sah Sterne vor meinen Augen aufblitzen.
Ich sank in die Knie.
Da kam der Fuß.
Es war ein schneller, gemeiner und hinterhältiger Tritt, doch zum Glück waren meine Reflexe in Ordnung. Ich warf mich rechtzeitig zur Seite, so daß mich der Schuh verfehlte.
Der Treter aber stolperte an mir vorbei. Dicht vor dem Dachrand fing er sich und wirbelte herum.
Ich stand schon längst auf den Beinen.
Von der Seite her sprang mich der zweite Kerl an. Diesmal lief er in eine Rechte, die ihn durchschüttelte. Für Bruchteile von Sekunden verdrehte er die Augen, er ließ seine Arme herabhängen, und bot mir seinen Körper deckungslos.
Eine Chance, die ich mir nicht entgehen ließ.
Meine Faust kam von unten.
Ziel: das Kinn des Burschen.
Mir taten selbst die Knöchel weh, aber mein Angriff hatte Erfolg. Der Mann wurde plötzlich schlaff und sank wankend zu Boden. Meine Faust hatte ihn voll auf den Punkt getroffen. Das war nur ein kurzer Fight gewesen. Im Boxring droschen sie oft über zwölf Runden aufeinander ein. Ich hatte Glück gehabt.
Aber der zweite Gegner stand bereit.

Und er hielt den Schraubenschlüssel in der Hand, mit dem das Gitter gelöst worden war.

Sollte ich meine Waffe ziehen? Nein, ich wollte ihn mit der bloßen Faust ausschalten.

Zuerst schleuderte ich ihm eine Warnung entgegen. »Laß das Ding fallen und kämpfe wie ein Mann.«

Er hörte nicht. Überhaupt schienen die beiden taub zu sein. Mit Dämonen hatte ich es bei ihnen wohl nicht zu tun, eher mit normalen Gangstern. Bezahlte Schläger, die für irgend jemanden arbeiteten. Und ich fragte mich auch, ob dieser Fall überhaupt ins Dämonische hineinspielte oder einen völlig normalen Verlauf nahm.

Aber die Sorgen stellte ich zurück. Erst einmal mußte ich den Glatzkopf ausschalten.

Er kam wie Frankensteins Monster.

Eckig, breitbeinig, stampfend!

Ich blieb stehen, war dabei cool bis in die Zehenspitzen und wartete seinen Angriff ab.

Nicht umsonst war ich durch eine harte Polizeischule gegangen. Man hatte mich damals gescheucht, bis ich die Grenze meiner Leistungsfähigkeit erreichte. Dieses Training damals konnte man ohne weiteres als Menschenschinderei betrachten. Im harten Einsatz jedoch hatte es sich schon mehr als einmal bezahlt gemacht. Und ich leistete den Ausbildern, die ich früher verflucht hatte, Abbitte.

Dann kam der Hieb.

Der Schraubenschlüssel pfiff durch die Luft, so hart wurde er geschlagen.

Aber da war meine Handkante. Sie fegte von unten nach oben und kollidierte mit dem Arm des Glatzköpfigen. Es war ein Abwehrschlag wie aus dem Lehrbuch, und ich brauchte nicht einmal nachzusetzen.

Der Schraubenschlüssel machte sich selbständig. Er wurde aus den Fingern des Kerls gewirbelt und verschwand über dem Dachrand. Ich hoffte inständig, daß er beim Aufprall keinen Menschen verletzte.

Glatzkopf schaute auf seine Pranke. Sein Gesicht verzerrte sich, aber noch immer sagte er keinen Ton.

Ich schritt auf ihn zu. Dieser Typ würde mir einige Fragen beantworten müssen, das stand fest.

Doch dazu kam es nicht.

Ich hatte den zweiten vergessen. Er war aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht, hatte sich aufgerappelt und sich hinter meinem Rücken angeschlichen. Bevor ich noch reagieren konnte, traf mich der Schlag in den Nacken. Fazit: Blackout für John Sinclair!

***

Glenda Perkins war völlig konsterniert. »Was hast du gesagt?«

Donna lächelte. »Du sollst dich ausziehen.«

»Aber warum?« Glenda verstand die Welt nicht mehr. Nicht daß sie sich übermäßig geschämt hätte, denn sie kannte Donna schon seit klein auf, aber es erschien ihr doch sehr seltsam, sich jetzt und hier ihrer Kleidung entledigen zu müssen.

»Ich mache ja einiges mit«, sagte sie, »aber dafür, daß ich mich ausziehen soll, mußt du mir einen Grund sagen.«

Donna wand sich etwas. »Es gehört eben zu unseren Clubstatuten.«

»Daß man nackt sein muß?«

»Nein, du bekommst ja andere Kleidung. Hinterher, nach dem Duschen. Aber die Reinheit des Körpers soll mit der Reinheit der Seele gleichgeschaltet werden. Sie will nur reine Frauen.«

»Schon wieder sie. Wer ist das?«

»Du mußt dich gedulden.« Donna schaute Glenda an. Da war etwas in ihrem Blick, das Glenda schwach werden ließ. Ihr eigener Wille wurde zurückgedrängt, sie begab sich praktisch in Donnas Hand.

»Okay«, sagte sie. »Ich mache es.«

»Na siehst du.«

Glenda Perkins schaute sich um. »Aber wo soll ich mich denn ausziehen?«

»Na hier, und dann gehen wir duschen.«

»Ist das auch hier?«

»Ja.« Donna Summers drehte sich und deutete rechts an den schmalen Schränken vorbei. Erst jetzt sah Glenda Perkins die enge Tür. Sie war hell gestrichen und fiel in der Wand kaum auf. »Dahinter liegt die Dusche«, erklärte Donna.

Glenda nickte und begann damit, sich auszuziehen. Zuerst kam die Hose an die Reihe, es folgten Blouson, Pullover und Schuhe. Schließlich stand sie nur noch im Slip und fleischfarbenen BH.

Glenda konnte es nicht lassen und ließ ihre Blicke an der Gestalt der Freundin herabgleiten.

Donna dagegen war mager. Bei ihr fehlte an den gewissen Stellen einiges, was Männer so lieben.

»Nun mach schon«, forderte sie Glenda auf.

Die Sekretärin ließ sich nicht mehr länger nötigen. Sie legte auch die letzten Dessous ab.

Donna Summers hatte schon die Tür geöffnet. Dahinter befand sich tatsächlich ein Duschraum. Nur durfte man keine hohen Maßstäbe anlegen, was Hygiene betraf. Die Brauseköpfe hingen an einem Rohr, das parallel unter der Decke herlief. Sieben zählte Glenda. Die Brauseköpfe hatten schon zum Teil Rost angesetzt. Die Wände hatte man mit hellgrüner, wasserabweisender Ölfarbe bestrichen. Dampfschwaden vom letzten Duschen hingen noch in der Luft.

Donna stand schon unter der Brause und drehte sie auf.

Sie hatte sich zuvor eine Badekappe aufgesetzt, und Glenda machte es ihr nach. Sie wollte ihr volles schwarzes Haar nicht als klatschnasse Strähnen am Kopf hängen haben.

Das heiße Wasser rauschte auf die Körper der beiden Frauen. Schon bald wogten Dampfschwaden vom Boden hoch und machten eine Sicht so gut wie unmöglich.

Etwa fünf Minuten dauerte die Reinigung.

Dann stellten sie die Duschen ab.

Handtücher lagen bereit. Die Frauen trockneten sich ab und salbten sich dann mit einem duftenden Öl ein.

Donna lächelte, als sie fertig waren. »So«, sagte sie. »Jetzt sind wir bereit.«

Anschließend gingen sie wieder zurück in den anderen Raum. Donna öffnete den freien Spind.

Glenda hatte eine Gänsehaut bekommen. Sie fror. Der Temperaturunterschied zum Duschraum war gewaltig. Glenda Perkins war froh, als sie das lange Gewand überstreifen konnte.

Es paßte ihr.

Donna stellte sich vor sie hin und zeichnete den Stoff an den Seiten mit ihren Händen nach. »Ja, so bist du richtig«, kommentierte sie. »Du wirst ihr gefallen.« Sie fuhr noch durch Glendas Haar. »Schön siehst du aus.«

Wieder lag Glenda Perkins die Frage nach der geheimnisvollen Unbekannten auf der Zunge, aber sie beherrschte sich. Donna hätte ihr sowieso keine Antwort gegeben.

Sie verließen den Raum, durchquerten den Flur und blieben sekundenlang vor der großen Doppeltür stehen.

»Einen Rat gebe ich dir«, sagte Donna mit beschwörender Stimme. »Stelle keine Fragen, sondern führe genau das aus, was man dir sagt. Dann ist alles gut.«

»Ja«, erwiderte Glenda.

Eine selten gekannte Erregung hatte sie ergriffen. Das Blut schien schneller durch ihre Adern zu fließen. Auch glaubte sie, einen leichten Schwindel zu spüren. Sie überlegte, woher das kommen konnte und dachte an die Salbe, mit der sie sich eingerieben hatte. Wahrscheinlich war das darauf zurückzuführen.

Donna Summers nickte Glenda noch einmal zu, legte dann ihre Hand auf die Klinke und öffnete die Tür.

Die Frauen überschritten die Schwelle.

Staunend blieb Glenda Perkins stehen. Sie befanden sich in einer Halle.

Aber in welch einer. Grandios war der richtige Ausdruck dafür. Die Wände waren nicht aus normalen Stein gebaut worden, sondern aus weißem Marmor. Er strahlte eine fast tödliche Kälte aus, das glaubte

Glenda trotz der schummrigen Kerzenbeleuchtung sofort zu spüren.
An der Stirnseite der Halle befand sich eine Art Bühne, die allerdings durch einen dunkelroten Vorhang verdeckt war. Fünf Frauen saßen im Halbkreis davor. Sie alle trugen die hellroten Gewänder, hatten die Beine verschränkt und ließen die Köpfe nach vorn sinken.
Donna stieß Glenda an.
Sie gingen nach vorn. Trotz ihrer nackten Füße spürte Glenda Perkins die Kälte des Marmorsteins nicht. Sie stand wie unter einem Rausch. Ein fremder Geist bestimmte von nun an ihr Denken und Handeln.
Die beiden Frauen erweiterten den Kreis. Links neben Glenda saß Ruth, Donna hatte sich rechts von ihr niedergelassen.
Glenda wußte nicht, weshalb die Frauen in diesem Marmorraum saßen. Sie schwiegen auch, und das wunderte Glenda. Schließlich hatte Donna ihr erzählt, daß man in diesem Kreis diskutieren wollte. Aber diese Ruhe hier war seltsam, trügerisch sogar.
Sie fühlte, daß etwas nicht stimmte. Nach wie vor wurde das Licht nur von den Kerzen gespendet. Sie hingen an den Wänden, der Decke oder standen dick wie Männerarme in eisernen Ständern. Da es sehr ruhig war, konnte man das Klatschen des flüssigen Talgs auf den Marmorboden hören.
Glenda war es leid. Sie beugte sich nach rechts, zu Donna hinüber. »Was soll ich hier?« wisperte sie.
»Sei still.«
»Nein, verdammt. Du hast mir doch erzählt, hier würde diskutiert und geredet, aber was sehe ich? Nur schweigende Weiber. Tolle Freiheit und tolle Emanzipation.«
Donna bewegte ihren Körper. Die Falten des Gewands raschelten gegeneinander, und einige andere Frauen blickten unwillig hoch. Auch Ruth. »Muß das sein?« zischte sie.
»Ja, es muß.« Donna zog Glenda Perkins noch näher zu sich heran. Ihre Lippen befanden sich jetzt an ihrem Ohr. »Es kommt auf jeden selbst an, wie er das hier versteht. Du mußt dich erst einmal lösen, völlig entspannen. So wie du deinen Körper gereinigt hast, so mußt du auch deine Seele reinigen. Denn sie will nur Frauen, die völlig rein sind und ihr dienen.«
»Wer ist sie?«
»Du wirst sie sehen.«
»Und wann?«
»Gleich. Heute. In ein paar Minuten vielleicht. Mal sehen. Aber sie muß sich zeigen. Sie braucht uns. Wir werden sie auf die Erde bringen und erstarken.«
»Hat sie denn einen Namen?« fragte Glenda.
»Ja. Sie ist des Teufels Tochter. Er hat ihr einen wunderbaren Namen

gegeben. Seit ich ihn das erste Mal gehört habe, bin ich völlig hin. Es ist, als ob ich…«

»Sag mir endlich wie deine ach so verehrte Göttin heißt«, forderte Glenda.

»Gut.« Donna Summers nickte. »Du sollst es wissen, obwohl du noch nicht völlig zu uns gehörst. Sie heißt – Asmodina!«

Glenda Perkins hatte das Gefühl, von mehreren Stromstößen getroffen zu werden. Plötzlich schrillten in ihrem Gehirn die Alarmsirenen.

A-s-m-o-d-i-n-a!

Sie sprach jeden einzelnen Buchstaben in ihrem Geist durch, kaute ihn förmlich wider und hoffte, daß sie sich täuschen würde.

Doch das war nicht der Fall.

Der Name blieb.

Und der Schrecken ebenfalls.

Donna Summers war nicht blind. Sie merkte natürlich, daß Glenda sich verändert hatte, daß es hinter ihrer Stirn arbeitete, und sie bereute es jetzt, ihr schon die Wahrheit gesagt zu haben.

»Was ist?« fragte sie.

Glenda drehte den Kopf und schaute der Freundin ins Gesicht. »Du hast wirklich den Namen Asmodina gesagt…?«

»Ja.«

Tief atmete Glenda ein. »Dieser Name hat doch etwas mit Asmodis zutun – oder?«

Donna nickte.

»Und Asmodis kommt aus dem griechischen und bedeutet soviel wie Teufel.«

»Stimmt, Darling. Du weißt sehr viel. Asmodina hat auch etwas mit dem Teufel zu tun. Ich habe dir ja schon gesagt, Sie ist…« und jetzt wurde ihre Stimme drängend und beschwörend zugleich. »Sie ist die Tochter des Teufels. Und wir sind ihre Dienerinnen!«

Nein! Alles in Glendas Innern bäumte sich dagegen auf, doch dann fühlte sie die Hände der Freundin auf ihren Schultern. Sie spürte die Finger, die wie Klammern wirkten und ihr Fleisch drückten, und sie sah in Donnas Augen, deren Blick so zwingend war, daß Glenda ihm nicht widerstehen konnte. Er bohrte sich in ihr Gehirn, und der Name Asmodina, der sie vor ein paar Sekunden noch so erschreckt hatte, kam ihr plötzlich völlig harmlos vor.

Der Bann war stärker.

Glenda Perkins senkte den Kopf.

Und Donna Summers atmete auf.

Die anderen fünf Frauen hatten sich nicht um die beiden gekümmert. Sie hockten weiterhin auf dem Boden und hielten die Köpfe gesenkt. Jetzt aber hoben sie die Arme, griffen nach ihren auf den Schultern

ruhenden Kapuzen und zogen sie über ihre Köpfe, so daß nur das Gesicht frei blieb.

»Du auch«, forderte Donna Summers Glenda auf, während sie schon die Kapuze überstreifte.

Glenda kam dem Befehl nach.

Donna nickte zufrieden. Sie hatte es also doch geschafft, Glenda wieder hinzubiegen. Schwer genug war es gewesen, denn sie war noch nicht bereit gewesen, auf Asmodina einzugehen.

»Bald, meine liebe Glenda, wirst du sie sehen. Freu dich darauf.«

»Ja.«

Die Frauen hatten ihre Sitzpositionen verändert. Sie saßen jetzt so, daß sie direkt auf den roten Vorhang schauen konnten. Ruhig brannten die zahlreichen Kerzen. Ihr Licht machte die kalte Marmorhalle auch nicht freundlicher.

Glenda schaute ebenfalls zu der Bühne hin. Sie spürte aber, daß sich etwas verändert hatte, ein kalter Hauch schien durch die Halle zu wehen und streifte die auf dem Boden sitzenden Frauen. Glenda bekam eine Gänsehaut. Ihre Nackenhärchen sträubten sich. Sie starrte so intensiv auf den Vorhang, daß ihre Augen zu tränen begannen.

Wie würde Asmodina aussehen?

Sie sollte es bald erfahren.

Der Vorhang geriet plötzlich in Bewegung. Als würden unsichtbare Hände daran ziehen, so öffnete er sich, schwang nach beiden Seiten weg und gab den Blick auf die Bühne frei.

Es war faszinierend und schaurig zugleich, was die Frauen zu sehen bekamen, und Glenda Perkins glaubte sich in die Kulisse eines Gruselfilms versetzt.

Doch es machte ihr nichts aus. Der Geist Asmodinas hatte bereits ihren Willen geschwächt. Glenda Perkins war dabei, völlig in diesem Reigen aufzugehen.

***

Lange konnte ich nicht bewußtlos gewesen sein. Vielleicht fünf Minuten, aber die Zeit hatte den beiden Schlägern ausgereicht.

Sie waren verschwunden.

Mit ziemlich wackligen Knien schritt ich über das Dach auf die Einstiegsluke zu. Ich war nur froh, daß die Kerle mich nicht umgebracht hatten. Aber wahrscheinlich mußten sie für so etwas erst einen Auftrag bekommen.

Vorsichtig stieg ich die Leiter hinunter. Ich wollte nicht jetzt auch noch fallen, denn meine alte Form hatte ich noch nicht wiedergefunden. In meinem Schädel machte sich langsam ein dumpfes Gefühl breit, aber das Denken fiel mir zum Glück nicht schwer.

Ich war jetzt davon überzeugt, daß es bei Miriam Grays Tod nicht

mit rechten Dingen zugegangen war.

Aufatmend ließ ich mich mit dem Lift nach unten bringen, stieg aus und betrat die Straße.

Hier traf mich wieder der feine Regen, doch das machte nichts. Ich schritt zu meinem Bentley, der verkehrswidrig parkte, setzte mich hinter das Lenkrad und fuhr an. Zum Glück ging es mir nicht so mies, daß ich für die anderen Verkehrsteilnehmer ein Sicherheitsrisiko gewesen wäre.

Viel größere Sorgen als mein augenblicklicher Zustand machte mir dieser Fall. Ich wußte wirklich nicht, wo ich den Hebel ansetzen sollte. Deshalb beschloß ich, die Nachforschungen auf den nächsten Tag zu verschieben, um dann zu versuchen, in Miriam Grays Vorleben nachzuforschen. Vielleicht entdeckte ich dort eine Spur.

Der Verkehr hatte inzwischen nachgelassen. Ich kam gut bis zu meiner Wohnung durch.

Bill Conolly wartete sicherlich schon. Er würde fluchen und mich ausschimpfen, dann jedoch sofort auf den neuen Fall anspringen.

Ich brachte den Bentley in die Tiefgarage und fuhr mit dem Lift hoch bis zum Flur, wo mein Apartment liegt.

Ich schellte.

Tatsächlich, Bill war schon da. Er hatte einen Schlüssel, konnte kommen und gehen, wann er wollte.

Er öffnete die Tür, schaute mich von oben bis unten an, schüttelte den Kopf und meinte: »Wenn man dich schon allein läßt, kommst du erstens verspätet zurück und siehst dann noch aus wie der letzte Penner. Mit dem Mantel würde ich nicht herumlaufen.«

Ich schritt an ihm vorbei, und Bill schloß die Tür.

»Falls du Hunger hast, muß ich dich enttäuschen«, sagte mein Freund. »Ich habe von deiner Mafiatorte im Kühlschrank die Hälfte gegessen.«

Ich schlüpfte aus dem schmutzigen Mantel und aus dem Jackett. »Wovon hast du gegessen?«

Bill Conolly grinste von Ohr zu Ohr. »Von deiner Pizza, Mensch.«

Jetzt mußte ich lachen. Mafiatorte war ein wirklich guter Name für die Pizza.

Ich ging ins Bad, zog mein Hemd aus und wusch mich. Bill blieb in der offenen Tür stehen.

»Was ist passiert, John? Du kommst doch nicht ohne Grund zu spät.«

»Nein.«

»Und?«

Ich seifte meine Arme ein. »Es hat Ärger gegeben, das heißt, wahrscheinlich bin ich durch Zufall in einen neuen Fall gestolpert.«

Bills Augen blitzten auf. »Los, erzähle.«

Zuerst einmal wusch ich mich. Als ich mich abtrocknete und Bills

Neugierde immer größer wurde, begann ich zu berichten.

Der Reporter hörte zu. Ein paarmal schlug er mit der geballten Faust in seine offene Handfläche. »Mann, das ist ein Ding«, kommentierte er, als ich mit meinem Bericht zu Ende war. »Da hauen wir doch gleich zu. Jetzt, wo Sheila nicht da ist.« Er grinste wie ein Lausejunge, der einen besonders guten Streich ausgeheckt hat.

Ich bremste seinen Eifer. »Noch haben wir nichts, womit wir zuschlagen können.«

»Ach, das findet sich.« Er stach mir mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Ich glaube, John, wir sind einer heißen Sache auf die Spur gekommen. Ich denke an eine Teufelssekte oder ähnliches. Die Dinger schießen doch in unserem Land wie Pilze aus dem Boden, das weißt du doch selbst.«

»Sicher, Bill. Nur wissen wir so gut wie gar nichts.«

»Du hast doch einen Namen erfahren. Women's Circle.«

»Ja und?«

»Ich sehe mal im Telefonbuch nach, ob der Verein eingetragen ist. Man erlebt oft die unmöglichsten Sachen.«

Mein Freund verschwand im Livingroom. Ich zog mir ein frisches Hemd über und folgte Bill.

Er hockte im Sessel und blätterte die Wälzer von London durch.

»Was gefunden?«

Bill schüttelte den Kopf. »Noch nicht.«

Aus dem Schrank holte ich eine Flasche Gin, kippte reichlich in ein Glas und füllte mit Tonic auf. Gut durchgerührt schmeckte mir das Zeug ausgezeichnet. Bill hatte sich schon mit der Whiskyflasche angefreundet. Sie stand auf dem Tisch und daneben ein Glas mit der goldbraunen Flüssigkeit. Die Eiswürfel waren inzwischen geschmolzen.

Bill klappte das letzte Buch zusammen. »Nichts«, sagte er. »Die sind nicht eingetragen.«

»Hätte ich dir vorher sagen können.«

Bill griff nach seinem Glas. »Man muß eben jede Möglichkeit ausschöpfen.«

Ich trank schluckweise meinen Drink und wanderte im Zimmer auf und ab. Bill folgte mir mit den Blicken. »Du bist nervös, John.«

»Ja, zum Teufel.« Ich blieb stehen. »Irgend etwas stört mich. Es ist so: Ich weiß, daß was in der Luft liegt, kann es aber nicht greifen. Irgendwo geschieht vielleicht ein Verbrechen, das ich oder wir verhindern könnten, aber uns sind die Hände gebunden.«

»Noch.«

»Wie meinst du das?«

Bill stand auf. »Du hast einen Fehler gemacht, mein lieber John.«

»Der wäre?«

»Du hättest die Wohnung dieser Miriam Gray besser durchleuchten sollen.«

Ich gab meinem Freund recht. »Stimmt tatsächlich. Vielleicht findet man dort eine Spur. Falls die beiden Schläger nicht schon aufgeräumt haben.«

»Das Risiko müßte man eingehen.«

»Wir fahren hin«, entschied ich und deutete auf Bill Conollys Glas. »Wie viele Whiskys hast du schon getrunken?«

»Mein erster.«

»Okay, dann nehmen wir deinen Porsche.« Auf Bills Wort konnte ich mich verlassen. Jetzt ärgerte ich mich, daß ich nicht selbst und vor allen Dingen früher auf den Gedanken gekommen war, die Wohnung der Toten, zu durchforsten. Aber dieser Hieb in den Nacken hatte mich so durcheinandergebracht, daß ich das vollkommen vergaß.

Bills Porsche war ein Geschoß. Nur konnte er ihn in der Stadt nicht ausfahren.

Ich gab den Weg an, und schließlich hatten wir das Hochhaus erreicht, auf dessen Dach man mich zusammengeschlagen hatte. Zum zweitenmal an diesem Tag fuhr ich hoch zu Miriam Grays Wohnung.

Der Apartmentgang war zum Glück wieder leer, und so konnte ich ohne große Mühe und ohne daß mich jemand sah, mit meinem noch schnell eingesteckten Spezialbesteck an dem Schloß herumwerkeln.

Schon an den äußeren Kratzspuren erkannte ich, daß jemand die Wohnung der Toten besucht haben mußte. Von Chiefinspektor Tanner stammten die Spuren nicht. Er hatte besser gearbeitet.

Ich machte Bill auf die Kratzer aufmerksam.

Der Reporter nickte. »Da hat also schon vor uns jemand herumgespielt.«

»Genau.«

Dann schnackte das Schloß zurück. Die Tür war offen, wir konnten eintreten.

In der schmalen Diele war noch nichts zu merken. Doch als wir in den Livingroom kamen, wären wir auf der Türschwelle fast über einen umgeworfenen Stuhl gestolpert. Ich schob ihn zur Seite.

Bill drängte sich an mir vorbei. »Oh verdammt«, murmelte er, als er die Unordnung sah. »Hier hat wirklich jemand aufgeräumt.«

»Und zwar gründlich«, kommentierte ich.

Kopfschüttelnd schauten wir uns um. Der Vorhang lag auf dem Boden. Der oder die Besucher hatten ihn kurzerhand von der Laufstange gerissen. Aus den Regalen waren die Bücher herausgeworfen worden, als wäre ein Sturmwind durch die einzelnen Fächer gefahren. Wir mußten über eine Stehlampe steigen, um in die Mitte des Raumes zu gelangen. Ein scharfer Gegenstand hatte die Polster von Sessel und Couch aufgeschlitzt. Schubladen stapelten sich

übereinander. Bücher, Zeitschriften und Blätter lagen in einem bunten Chaos verstreut.

Hier war wohl nichts mehr zu machen.

Trotzdem suchten wir.

Bill und ich teilten uns den Raum auf. Er nahm die linke, ich die rechte Hälfte.

Fündig wurden wir nicht, auch nicht, nachdem eine halbe Stunde vergangen war.

Stöhnend richtete sich der Reporter auf. »Gibt es noch mehr Zimmer?« fragte er.

»Das Bad.«

Bill nickte. »Sehen wir da nach, obwohl es kaum Zweck haben wird.«

Das Bad war ein winziger Raum, in dem man sich kaum drehen konnte. Eine Wanne war nicht vorhanden, nur eine Dusche.

Ich zog den Vorhang zur Seite.

Gelb schimmerten die Fliesen. Der Abfluß hätte mal gereinigt werden müssen. Er hatte schon Rost angesetzt. Das winzige Fenster führte zu einem Luftschacht hinaus.

Über dem Waschbecken hing ein Spiegelschrank. Bill stand schon davor und öffnete die beiden Türen.

Dann pfiff er durch die Zähne. »Mensch, komm doch mal her, John!«

Neugierig trat ich näher.

Bill zeigte auf den Schrankinhalt.

»Mit Kosmetik hat das ja wohl wenig zu tun«, meinte er.

Mein Freund hatte recht. Was sich da unseren Augen bot, waren zwar zahlreiche kleine Tiegel und Töpfe, aber sie besaßen einen makabren Inhalt. Miriam Gray war eine sehr sorgfältige Frau gewesen. Sie hatte jeden Topf und jeden Tiegel fein säuberlich beschriftet.

Ich las Worte wie Knochenmehl, Friedhofserde, Katzenblut, Teufelsgras und anderes mehr.

»Ob die darin gebadet hat?« fragte Bill.

»Schon möglich.«

Bill hob von einer Dose den Deckel ab. »Dieses Knochenmehl stinkt tatsächlich nach Moder und Verwesung.«

Ich winkte ab. »Das bildest du dir ein.«

»Nein, riech selbst.«

»Hör auf.« Ich suchte weiter. Nach irgendeinem verdammten Hinweis auf diesen Women's Circle.

Ich fand nichts.

Schließlich hatte ich den gesamten Schrank ausgeräumt. Und wir waren ebenso schlau wie vorher.

Bill hob die Schultern, und ich machte ein dummes Gesicht.

»Lattenschuß«, mein Freund.

Ich gab ihm recht, hoffte jedoch, daß aus dem Lattenschuß in

nächster Zeit ein Volltreffer wurde.

»Komm«, sagte ich, »wir fahren nach Hause. Hier gibt es für uns doch nichts mehr zu tun.«

Selten war ich an einem Feierabend so frustiert gewesen wie an diesem.

***

Mit schwarzem Samt waren die Rückwand und die Seitenwände der Bühne bespannt. Er stand in einem krassen Gegensatz zum kalten Weiß des Marmors. Licht fiel von oben her auf die Bühne. Es waren zwei Spotlights, die ihre Strahlen auf ein makabres Ziel warfen.

Auf einen gläsernen Sarg!

Er stand etwas erhöht auf einem Steinvorsprung und war nicht leer. Auf der mit schwarzem Samt ausgeschlagenen Fläche lag eine Frau.

Asmodina?

Glenda Perkins wollte es genau wissen, und sie fragte ihre Freundin danach.

Donna gab keine Antwort. Wie auch die anderen Frauen starrte sie fasziniert auf den Sarg aus Glas.

Minutenlang herrschte eine fast absolute Stille. Selbst die Atmung der Anwesenden war auf ein Minimum beschränkt.

Langsam hielt das Grauen Einzug…

Dann Schritte!

Rechts und links der Bühne klangen sie auf, und im nächsten Augenblick betraten zwei kahlköpfige Diener in hellroten Anzügen die Bühne. Jeder von ihnen hielt eine Kerze in der Hand. Sie steckten in goldfarbenen Ständern und waren so schwarz wie das Gefieder eines Raben. Die Männer bauten jeweils am Kopf- und am Fußende des Sargs die Kerzen auf. Dann zündeten sie die Dochte an.

Die Flamme fand sofort Nahrung, züngelte hoch und wurde groß wie eine Hand. Sie brannte ohne zu flackern, und nicht einmal ein Rußstreifen stieg zur Decke.

Ebenso schweigend wie sie gekommen waren, zogen sich die Männer wieder zurück.

Die Frau in dem Sarg blieb allein auf der Bühne.

Auch Glenda hatte der Anblick fasziniert. Sie war davon regelrecht gefangen genommen worden, und sie spürte die Aura, die von dieser im Sarg liegenden Frau ausging.

War sie wirklich die Tochter des Teufels – war sie Asmodina? Diese Frage quälte Glenda Perkins sehr, und vor allen Dingen wurde sie hier durch ihren Besuch in eine Rolle hineingedrängt, die ihr eigentlich von Natur aus zuwider war.

Glenda hatte überhaupt kein Interesse daran, Kontakt mit den Mächten der Finsternis aufzunehmen. Im Gegenteil, sie wollte sie

bekämpfen. Schon einmal hatte sie erlebt, wie grausam und unmenschlich diese anderen sein konnten.[4]

Damals, in Schottland…

Aber dort hatte sie ihre Sinne noch beisammen, da waren sie noch nicht von den Einflüssen des Bösen vernebelt gewesen. Doch nun hatte jemand anderes die Kontrolle über sie.

Das Böse war wie ein schleichendes Gift…

Die Frauen hoben die Köpfe. Bleich schimmerten ihre Gesichter, nur in den Augen leuchtete ein fanatischer Glanz.

Ruth begann.

»A-s-m-o-d-i-n-a!« sprach sie. Und immer wieder. »Asmodina, Asmodina…«

Ihre Stimme steigerte sich, wurde lauter, bis der Name der Teufelstochter von den kahlen Marmorwänden schaurig wiederhallte.

Sie wurde gerufen.

Sie sollte kommen.

Glenda Perkins merkte kaum, daß auch sie in den Chor der anderen, die plötzlich mitriefen, eingefallen war. Auch sie rief flehend den Namen der Höllentochter. Ihre Stimme wurde lauter immer lauter, sie steigerte sich zu einem schrillen Diskant, kippte über…

Ein mehrstimmiger Aufschrei.

Die Frauen brachen zusammen.

Sie hatten sich in den letzten Minuten in einer euphorischen Trance befunden, die jetzt ihren Tribut verlangte.

Die Dienerinnen kippten einfach nach vorn.

Auf dem kalten Marmor blieben sie wie tot liegen.

Auch Glenda Perkins. Ihr war es nicht anders ergangen, als den übrigen Frauen. Glenda schnappte keuchend nach Luft. Ihre Lungen pumpten, und nur allmählich wich die Erschöpfung. Das Blut rauschte nicht mehr so in den Ohren, und sie hörte, daß Donna Summers neben ihr Worte murmelte.

Sie sprach sie abgehackt, und sie flehte zum Teufel, sie endlich zu erhören.

Es war schlimm.

Sehr schlimm für Glenda, die dem Teufelskreis nicht mehr entrinnen konnte.

Die Zeit verstrich, während sich die Frau in dem gläsernen Sarg nicht ein einziges Mal gerührt hatte. Sie lag dort bewegungslos und hatte die Arme parallel zu ihrem Körper gestreckt.

In dieser Haltung erinnerte sie an eine Tote.

Die Frauen hatten sich wieder beruhigt. Wie auf ein geheimes Kommando hin richtete sie sich auf, hoben die Oberkörper, knieten sich hin, verharrten sekundenlang in dieser Stellung und schritten dann langsam und bedächtig auf die Bühne zu.

Sie gingen hintereinander. Die links außen stehende Frau machte den Anfang, die anderen reihten sich ein.

Glenda ging als vorletzte. Hinter ihr schritt Donna Summers.

»Du mußt genau das tun, was die anderen auch machen«, wisperte sie Glenda ins Ohr. »Es darf kein Fehler passieren. Denn heute ist es soweit. Wir werden sie zu sehen bekommen.«

»Dann ist die Frau in dem gläsernen Sarg gar nicht Asmodina?«

»Nein.«

Glenda wollte noch eine Frage stellen, doch Ruth drehte sich um und funkelte das Girl an.

Da hielt Glenda den Mund.

Die ersten beiden Frauen betraten bereits die Bühne. Ein großer Schritt brachte sie dorthin.

Die nächsten folgten.

Dann waren Glenda und Donna an der Reihe. Die fünf Frauen vor ihnen hatten sich schon um den Sarg herum aufgebaut. Glenda und Donna schlossen den Kreis.

Niemand sprach.

Alle Dienerinnen starrten auf die im Sarg liegende Frau.

Sie war eine Schönheit. Lanes schwarze Locken umrahmten das bleiche Gesicht mit den hochstehenden Wangenknochen und den blassen Lippen. Sie trug ein weißes Gewand. Es war durchsichtig und ließ viel von dem gut proportionierten Frauenkörper erkennen. Die Augen hielt die Frau geschlossen, doch plötzlich öffnete sie sie.

Glenda erschrak.

Die Augen schimmerten glutrot!

Teufelsaugen…

Sie zerstörten die Schönheit und Ebenmäßigkeit des Gesichts völlig und machten eine regelrechte Fratze daraus.

Sekundenlang dachte Glenda darüber nach, wie diese Frau in dem Sarg überhaupt existieren konnte, denn wenn sie lebte, mußte sie auch atmen.

Aber durch Schwarze Magie war vieles möglich. Sie stellte sogar Naturgesetze auf den Kopf.

Ruth trat aus dem Kreis ein wenig vor. Sie legte ihre Hände flach auf den Sargdeckel, schaute durch das perfekt geschliffene Glas und sagte mit flacher, emotionsloser Stimme: »Serena Kyle, du bist unsere Meisterin. Erhebe dich aus deinem Sarg und teile uns mit, was du in den Dimensionen des Schreckens gesehen hast. Welche Bilder haben deine Augen zu sehen bekommen? Hat dir Asmodina eine Botschaft mitgegeben? Wenn ja, dann teile sie uns mit, denn wir warten sehnsüchtig darauf.«

Die Worte verklangen.

Ruth trat wieder zurück und nickte zweimal.

Für vier Frauen war dies ein Zeichen.
Sie faßten gemeinsam den Sargdeckel an, holten noch einmal Atem und hoben den Deckel dann hoch.
Es gab ein saugendes Geräusch, als sich das Ober- vom Unterteil löste.
Doch jetzt konnte Serena Kyle den Sarg verlassen.
Was sie auch tat.
Während die vier Frauen den Deckel wegstellten, richtete sich die Schwarzhaarige auf und legte die schmalen, langen Finger ihrer Hände auf den Sargrand.
In sitzender Stellung blieb sie hocken. Ihre Blicke wanderten über die Gesichter der Frauen. Langsam drehte sich der Kopf mit.
Und dann hatte Glenda das Gefühl, verrückt zu werden.
Serena Kyle konnte ihren Kopf um dreihundertsechzig Grad drehen!
Für einen Moment schloß Glenda die Augen. Als sie sie wieder öffnete, schaute die Frau im Sarg sie an.
Glenda begann zu zittern. Der Blick schien in ihrem Innern regelrecht zu flammen.
»Du bist neu hier, nicht wahr?« fragte Serena.
Glenda nickte.
Donna stieß sie an. »Antworte laut und deutlich!« zischte sie. »So will es die Herrin!«
»Ja, ich bin neu hier. Meine Freundin Donna hat mich hierhergebracht.«
»Ah, Donna«, sagte Serena, und so etwas wie ein Lächeln glitt über ihre Lippen. »Ich verstehe schon. Was Donna tut, ist gut!«
»Danke, Herrin«, sagte die Summers.
»Ist sie denn bereit, mir zu dienen?« fragte Serena Kyle und richtete ihre roten Augen wieder auf Glenda Perkins.
Glenda hatte eine Sekunde zuvor nein sagen wollen, doch jetzt brannte dieser bannende Blick in ihr fest, und sie konnte einfach nicht anders. Sie sprach gegen ihre eigentliche Überzeugung: »Ja, ich werde dir dienen.«
»Dann ist Miriam ja gut ersetzt worden«, lobte die Frau im Sarg. Plötzlich lächelte sie wieder. »Tja, Miriam. Sie hätte sich nicht gegen mich stellen sollen, denn die Todessehnsucht wird sehr groß. Man kann nicht mehr dagegen an. Jetzt kreist ihre Seele im Jenseits.«
Todessehnsucht?
Glenda hörte und verstand nicht. Sie wollte es auch gar nicht. Diese Frau hatte sie fasziniert.
Serena hob beide Hände und streckte so weit es ging die Arme aus. Zwei Dienerinnen ergriffen ihre Hände und halfen ihr dabei, aus dem Sarg zu steigen.
Die Bewegungen der Frau wirkten eckig, so als hätte sie erst vor

kurzem das Laufen gelernt.

Vor der gläsernen Totenkiste blieb sie stehen, starrte in die Kerzenflammen und begann zu sprechen. Während der ersten Worte schon hingen die Blicke der anderen gebannt in ihren Lippen.

»Ich habe eine Wanderung hinter mir«, erzählte sie. »Und ich hatte das Glück, ihm zu begegnen. Er sieht sehr wohlwollend auf uns hinab und ist der Meinung, daß wir es verdient haben, seiner Tochter den Weg zu ebnen. Asmodina, wie sie heißt, wird von ihm vorbereitet. Sie ist im heißesten Höllenfeuer geschmiedet worden, und sie weiß, was sie auf der Erde erwartet.«

»Wann kommt sie?« rief Ruth verzückt.

»Bald. Einen genauen Zeitpunkt weiß ich noch nicht, denn sie muß noch einiges lernen. Asmodis sprach auch vom Schwarzen Tod und davon, daß er schon zu oft versagt hat. Es ist durchaus möglich, daß Asmodina seine Nachfolgerin wird. Obwohl sie eine Frau ist, soll sie grausamer sein als der Schwarze Tod, der sich noch mit den Gegnern aus seinen Reihen herumschlägt. Er hat in der letzten Zeit viel an Ansehen verloren, selbst mit Belphegors Hilfe ist es ihm nicht gelungen, seinen Erzfeind, John Sinclair zu töten. Er hatte ihn schon fest, aber Sinclair ist wieder entkommen.[5] Deshalb müssen jetzt schon die Weichen für eine andere Zeit gestellt werden. Der Satan plant vor, und ihr werdet seine Wegbereiter sein.«

Obwohl Glenda Perkins ein paarmal den Namen Sinclair vernommen hatte, regte sich nichts in ihr. Sie war bereits voll integriert und stand unter Serena Kyles Bann.

Die Schwarzhaarige mit den roten Augen sprach. Sie erzählte weiterhin von der Teufelstochter. »Asmodina beherrscht tausend Tricks. Sie ist eine Meisterin der Verwandlung, ihr wird es sicherlich gelingen, die Welt zu unterwerfen.«

»Weshalb kommt Asmodis nicht selbst auf diese Welt?« stellte jemand die Frage.

»Weil er die Hölle zu regieren hat. Deshalb.«

»Und wer wird Asmodinas Dienerin?« fragte Donna Summers.

Serena Kyle breitete die Arme aus. »Ihr auf jeden Fall. Aber noch Tausende mehr. Höllische Heerscharen stehen ihr zur Seite. Die Dämonenwelt wird ihr gehorchen, denn sie allein ist die Königin im Reich der Finsternis.«

Es waren eindrucksvolle Worte, und die Frauen honorierten sie, indem sie ehrfurchtsvoll nickten.

Nur Glenda Perkins reagierte etwas anders. Sie wurde vom Zwiespalt der Gefühle hin und hergerissen. Solange Serenas Blick sie nicht bannte, dachte sie wieder völlig normal. Und gerade die Gedanken sagten ihr, daß sie achtgeben mußte, daß mit dieser Serena Kyle eine Gefahr heranwuchs, die ungeheuer war. Sie steckte zwar jetzt noch in

den Kinderschuhen, aber sie konnte sich blitzschnell ausbreiten wie ein Krebsgeschwür.

Gab es keine Möglichkeit, dagegen anzugehen?

Glenda überlegte hin und her. Am liebsten wäre sie geflohen, aber das konnte sie jetzt nicht riskieren. Sie würde nicht einmal bis zur Tür gelangen, denn die Frauen paßten aufeinander höllisch gut auf.

Keine Chance also.

Noch nicht…

Serena Kyle ahnte zum Glück nichts von Glendas Gedanken, und als sie ihr jetzt wieder ins Gesicht blickte, griff der Bann sofort auf Glenda über.

»Und nun möchte ich euch etwas zeigen!« rief Serena Kyle. »Ich lüfte ein Geheimnis, daß mir Asmodina mit auf den Weg gegeben hat. Sie will sich euch offenbaren. Ihr sollt ihre Schönheit sehen und davon begeistert sein.«

Serena ließ ihre Worte einige Sekunden wirken, wandte sich dann ab und schritt auf den schwarzen Vorhang zu, der die Rückseite der Bühne begrenzte.

»Schaut alle her!« rief sie, stellte sich mit dem Rücken zu ihren Getreuen auf, faßte mit beiden Händen in den schwarzen Stoff und riß ihn ruckartig auseinander.

Glenda Perkins und auch die anderen Frauen warfen einen Blick in das Inferno der Hölle!

***

Flammen!

Die Wand schien plötzlich von einem Flammenmeer eingenommen zu sein. Sie züngelten hin und her, wogten, flackerten, sprühten, und es sah so aus, als würden sie mit langen, feurigen Fingern aus der Wand drängen und nach den Frauen greifen.

Doch das war eine Täuschung. Es gab zwar ein dreidimensionales Tor, doch die Feuersbrunst hielt sich darin auf.

Gebannt schauten die Frauen dorthin.

Serena Kyle hatte sich davor gestellt, die Arme hocherhoben und flehentlich ausgestreckt, während ihr Körper von der wabernden Wand umspielt wurde.

Die anderen Frauen schrien nach Asmodina, doch noch zeigte sich die Tochter des Teufels nicht.

Glenda Perkins bekam es mit der Angst zu tun. Das Atmen fiel ihr schwer. Dieser Blick in eine andere Welt, in das Chaos, zerrte an ihren Nerven. Auch spürte sie wieder ihre ureigenste Kraft, die sich gegen Serena Kyle und damit die ganze Gruppe wandte. Nein, was hier gespielt wurde, ging ihr gegen den Strich.

Glenda Perkins dachte an Flucht.

Sie wußte, daß es verdammt schwer sein würde, denn so mir nichts dir nichts würden die Frauen sie nicht ziehen lassen. Das konnten sie sich auch nicht leisten, dafür hatte Glenda einfach zu viel gesehen.

Und sie sah noch mehr.

Asmodina kam!

Ein vielstimmiger Schrei aus zahlreichen Kehlen brandete gegen die weiße Decke des Mausoleums, als sich aus der Flammenhölle ein Gesicht schälte.

Ein Frauengesicht?

Ja – aber…

Glenda hielt den Atem an. Sie verkrampfte die Hände. Spitz stachen sie Nägel in ihr Fleisch. Die Wangenmuskeln zuckten, während sich die Haut hart über ihre Knochen spannte.

Das Gesicht gehörte zwar einer Frau, aber auch dem Teufel!

Dort, wo es erschien, wichen die Flammen zurück. Die feurigen Zungen bildeten einen freien Platz, damit jede der Frauen das Gesicht ansehen konnte.

Es war von einer abstoßend faszinierenden Schönheit.

Ein Kranz brandroter, wilder, schlangenartiger Haare umwucherte den Kopf und erinnerte im ersten Moment an Medusa, die Dämonin aus dem Altertum. Wie ein Dreieck lief das Gesicht zum Kinn hin zu, so daß die Stirn noch breiter wirkte.

Und auf ihr wuchsen zwei Hörner.

Darunter grüne sprühende Augen, der Mund voll und weich, aber doch zynisch verzogen. Die Nase war schmal und gerade. Sie hatte die klassische Form.

Der Teufel wußte genau, was er modellierte.

Und er war im Hintergrund schwach zu sehen. Die bocksbeinige Gestalt und das Ziegenbockgesicht.

Glenda Perkins war wie vor den Kopf geschlagen. Sie hatte Angst, höllische Angst. Um nicht zu schreien, hielt sie die linke Faust gegen den Mund gepreßt. In ihren Augen flackerte es. Sie wagte kaum zu atmen und bemerkte es selbst nicht, daß sie immer weiter zurück ging. Der Instinkt, der Wille zum Überleben, hatte sie weiter getrieben.

Die anderen Frauen waren fasziniert und hingerissen. Es achtete niemand mehr auf Glenda Perkins. Sie alle hatten nur Augen für das makabre Bild.

Und nur im Unterbewußtsein vernahm Glenda Perkins die Stimme der Teufelstochter.

In ihr lag all die Verachtung, die sie für die Menschheit empfand. Asmodina war eine Ausgeburt der Hölle.

»Die Welt wird mir gehören!« schrie sie. »Ich werde die Herrscherin sein, und niemand kann mich aufhalten. Noch ist es nicht soweit, noch

habe ich nicht die Kraft, aber in einigen Monaten werde ich soweit sein, daß ich die Welt unterjochen kann. Und auch Leute wie John Sinclair oder Professor Zamorra werden mich nicht aufhalten. Ich zertrete sie. Ich – Asmodina, die Tochter des Teufels!«

Glenda schüttelte den Kopf. Sie begriff nicht, sie konnte nicht begreifen. Glenda dachte normal, menschlich, sie konnte diese Teufelin nicht verstehen.

Aber Glenda Perkins wußte, welche Gefahren auf die Welt zukamen. Und sie hatte den Namen John Sinclair gehört. Jetzt war ihr klar, daß auch er irgendwann mit dieser Asmodina zusammentreffen würde.

Glenda schluchzte auf.

Plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen. Sie zitterte vor panischer Angst am gesamten Körper und spürte kaum, daß sie mit dem Rücken gegen die Tür stieß.

Asmodina sprach weiter, die anderen hörten ihr zu. Sie waren gebannt worden von diesen grausamen und haßerfüllt ausgestoßenen Worten.

Erst als Glenda zum zweitenmal gegen die Tür stieß, wurde ihr bewußt, wo sie war.

Sie drehte sich um.

Glenda hatte beim Eintritt nicht gesehen, daß hinter ihr abgeschlossen worden war. Die Mitglieder der Teufelssekte fühlten sich verdammt sicher.

Das war ihre Chance!

Glendas Hand fiel nach unten, traf die Klinke, drückte sie und zog mit einem Ruck die Tür auf. Das Quietschen der Angeln ging im Geschrei der Teufelstochter unter.

Glenda schlüpfte durch den Spalt.

Sofort zog sie die Tür hinter sich zu. Wie eine Betrunkene wankte sie durch den Vorraum auf den Ausgang zu. In ihrem Kopf wirbelten die Gedanken. Sie wurden untermalt von einem dumpfen Brausen. Das Blut pulsierte durch die Adern. Glenda schnappte nach Luft. Das Erlebnis hatte sie schwer geschockt.

Selbst hier draußen vernahm sie noch die gellende Stimme der Teufelstochter. Sie war sicher, daß sie dieses Organ nie in ihrem Leben vergessen würde.

Der Ausgang!

Auch hier war nicht abgeschlossen.

Glenda riß die Tür auf.

Frischere Luft fächerte in ihr erhitztes Gesicht. Es war inzwischen dunkel geworden. Der alte Friedhof sah aus wie eine schaurige Kulisse aus einem Gruselfilm. Ein Teil des Kirchturms schaute über die Bäume hinweg. Er erinnerte Glenda Perkins daran, daß es noch ein Gegengewicht in der Welt gab.

Das Gute war vorhanden!

Aber wie nah lagen Gut und Böse doch zusammen. Dort die Kirche, auf der anderen Seite die verdammten Teufelsanbeter.

Glenda Perkins lief mit weichen Knien den Weg zurück. Sie wollte so rasch wie möglich auf den Parkplatz gelangen. Vielleicht fand sie einen Wagen, bei dem der Schlüssel steckte, denn es war sicher, daß ihre Flucht nicht stundenlang unbemerkt bleiben würde.

Dann sah sie das Licht.

Es tanzte hin und her und flackerte auf dem Friedhof auf. Glenda blieb stehen.

Stimmen!

Männerstimmen!

Siedendheiß fielen Glenda Perkins die beiden glatzköpfigen Kerle ein, die sie auf der Bühne gesehen hatte.

Sie waren die Wärter.

War ihre Flucht bemerkt worden?

Glenda Perkins schaute sich verzweifelt um. Wohin sollte sie? Sie befand sich in einer fatalen Lage. Wenn sie jetzt weglief, würde das Geräusch ihrer Schritte sie verraten. Und die Chance, den Kerlen zu entkommen, war gleich null.

Also ein Versteck suchen.

Der Regen hatte aufgehört. Nur hin und wieder rann es noch von den Bäumen und Sträuchern. Glenda spürte die kalten Tropfen auf ihrem Gesicht.

Lange konnte sie nicht mehr warten.

Sie schaute den Weg entlang, der sich parallel zur Längsseite des Friedhofs hinzog, und den sie auch gekommen waren. Der Weg endete am Parkplatz.

Und – er war ihr verbaut!

Dort stand einer der Glatzköpfigen. Er hielt eine Taschenlampe in der Hand. Zum Glück reichte der Strahl nicht bis zu Glenda, und sie nutzte ihre Chance, in dem sie sich nach links wandte und in eine Buschreihe eintauchte.

Es war ihr egal, daß man sie hörte. Glenda wollte nur fliehen. Sie wußte auch wohin.

In die Kirche!

Dort fand sie Schutz. Sie war ein sicherer Hort, in den sich die Teufelsanbeter nicht hineintrauten.

Glenda Perkins stürmte durch die Büsche. Zweige peitschten ihr Gesicht. Nasses Laub klebte auf der Haut, die Füße versanken im Schlamm. Es war ihr egal. Sie dachte auch nicht daran, daß sie ihre Kleidung zurückgelassen hatte – sie wollte nur weg.

Endlich hatte sie die Rückseite der Kirche erreicht. Ein schmaler kiesbestreuter Weg verlief zwischen Kirchenmauer und dem

Buschgürtel.
Glenda sah auch die kleine Hintertür.
Sie atmete auf. Kirchentüren waren so gut wie nie abgeschlossen. Die Gotteshäuser standen jederzeit für den Schutzsuchenden und Betenden bereit.
Glenda torkelte auf die Tür zu, drückte die Klinke und fiel praktisch mit der Tür in die Kirche hinein.
Augenblicklich ging es ihr besser.
Mit dem Ellenbogen drückte sie die schwere Tür wieder zu. In der Nähe befand sich eine kleine Bank, und Glenda taumelte darauf zu. Sie fiel förmlich in die Betbank hinein, kniete sich hin, vergrub das Gesicht in beide Hände und begann zu weinen.
Bis auf sie war die Kirche menschenleer. Links von ihr befand sich der Altar. Dort brannten einige Kerzen, und das Ewige Licht leuchtete wie ein rotes Auge.
Irgendwo knackte Holz. Das hohe Kirchenschiff strahlte eine unheimliche Ruhe aus, und nach wenigen Minuten legte sich das Schluchzen. Glenda fand wieder zu sich selbst.
Sie hob das tränenumflorte Gesicht.
Ihre Lippen murmelten ein Dankgebet. Hier in dieser Kirche hatte sie Schutz gefunden. Hier fühlte sie sich geborgen.
Es war ein katholisches Gotteshaus. Die Bilder des Kreuzwegs strahlten eine Kraft aus, die auch auf das Mädchen übergriff.
Dann hörte sie Schritte.
Glenda versteifte.
Hatten die Verfolger sie gefunden? Trauten sie sich doch in das Gotteshaus hinein?
Glenda schaute sich um. Sofort flackerte wieder die Panik in ihr hoch.
Eine Gestalt!
Glenda sah nur den Schatten, aber er bewegte sich genau auf sie zu. Das Mädchen fand nicht mehr die Kraft, wegzulaufen, starr und verkrampft blieb Glenda sitzen.
»Hab keine Angst, meine Tochter. Hier findest du Schutz und Sicherheit«, hörte sie eine sonore Stimme, und Glenda Perkins fiel ein Stein vom Herzen.
Sie fühlte eine Hand auf ihrer Schulter, die einen beruhigenden Druck ausübte.
Glenda wandte den Kopf. Sie schaute in das gütige Gesicht eines lächelnden Pfarrers, und dem Mädchen fiel ein zentnerschwerer Stein vom Herzen.
»Ich bin ja so froh, daß ich hier sein kann«, flüsterte Glenda Perkins.
Der Pfarrer nickte. Er hatte nur noch wenige Haare. Sie waren von rechts nach links quer über den Kopf gekämmt. Die Augen unter den

buschigen Brauen wirkten klar und fest, man konnte zu diesem Mann Vertrauen haben.

»Ich glaube, Sie können jetzt ein kleines Gläschen vertragen«, meinte der Pfarrer. »Kommen Sie.«

»Danke.«

Glenda Perkins folgte dem Mann in die Sakristei. Dort öffnete der Pfarrer einen kleinen Schrank und nahm eine Flasche ohne Etikett heraus. »Selbstgebrannter«, erkläre er. »Er schmeckt ausgezeichnet.«

Glenda trank ein Glas leer. Sie hätte lieber kleinere Schlucke nehmen sollen, denn der Schnaps brannte in ihrer Kehle. Glenda hustete und würgte, aber sie merkte, daß ihr Magen durchgewärmt wurde, und schon bald breitete sich die Wärme auch in ihrem, Körper aus.

Der Pfarrer fragte nicht, und Glenda erzählte ihm auch nichts. Sie schämte sich. Vielleicht würde er ihr auch gar nicht glauben. Es war schon besser, wenn sie das Erlebnis für sich behielt.

»Können Sie mich nach Hause fahren, Hochwürden?« fragte sie nach einer Weile.

»Natürlich, mein Kind. Aber willst du mir nicht sagen, was du auf dem Herzen hast?«

Glenda schaute den Geistlichen ernst an. »Später vielleicht, jetzt kann ich es nicht.« Sie schluckte. »Das Gebet vorhin hat mir schon viel geholfen.«

»Ja, es ist gut, wenn man Vertrauen zu Gott hat«, erwiderte der Pfarrer. »Er hat noch niemanden enttäuscht.«

»Ich weiß.«

Der Pfarrer brachte Glenda nach Hause. Glenda hatte Angst, als sie die Kirche verließen, doch die Wagen auf dem Parkplatz waren verschwunden.

Als der Pfarrer vor ihrem Haus stoppte, sagte Glenda: »Irgendwann werde ich mich erkenntlich zeigen«, Sie zögerte, bevor sie weitersprach. »Sie – Sie haben mir das Leben gerettet, Hochwürden. Danke.«

Glenda stieg aus und lief mit hastigen Schritten auf die Tür zu. Der Pfarrer aber startete. Er fragte sich nun doch, was dieser jungen Frau widerfahren war.

***

Einen Tag später!

Es regnete nicht mehr. Das Wetter hatte aufgeklärt. Zwar war der Himmel noch bewölkt, aber hin und wieder lugte doch ein Sonnenstrahl hervor und dampfte die letzte Feuchtigkeit von den Straßen. Die Temperatur war gestiegen, das Barometer ebenfalls, und es sah ganz so aus, als würden wir ein paar freundliche Tage bekommen. Die konnte dieser Sommer auch vertragen.

Ich hatte Bill versprechen müssen, ihn sofort anzurufen, wenn sich im Fall Miriam Gray etwas tat. Der Reporter und mein bester Freund saß auf heißen Kohlen.

Er wollte wieder Action erleben.

Um acht Uhr begann mein Dienst.

Frisch fühlte ich mich nicht gerade, als ich meinen Bentley eine Stunde zuvor aus der Garage holte. Im Wagen hörte ich die Morgennachrichten und blätterte während der Ampelstopps schon zwei Zeitungen schnell durch.

Nach fünfundvierzig Minuten Fahrt lenkte ich den Bentley auf den Yard-Parkplatz. Unterwegs hatte ich mir bereits ein Konzept zurechtgelegt.

Ich würde die ersten Stunden in unserer Informationsabteilung verbringen, um etwas über diesen Woman's Circle herauszubekommen. Ich war mir sicher, daß es Hinweise gab.

Das Yard-Building betrat ich durch einen der Hintereingänge. Und auf dem Flur traf ich Glenda Perkins. Sie ging vor mir her und steuerte einen der Fahrstühle an.

Rasch holte ich sie ein. »Hallo, Glenda!« rief ich. »Sie haben es aber eilig.«

Sie drehte sich um.

Nach zwei Schritten stand ich neben ihr und lächelte. »Was machen Sie für ein Gesicht? Haben Sie heute keine Lust zu arbeiten?«

»Keine besondere.«

Ich lachte. »Verständlich.«

Andere Kollegen holten uns ein. Es war jeden Morgen das gleiche. Die Anzahl der Fahrstühle wurde zu knapp.

Zu sechst – Höchstzulaßzahl – drängten wir uns in einen Lift. Ich stand neben Glenda Perkins. Sie, die sonst immer gut aufgelegt und freundlich war, sprach kein Wort. Ernst, schweigsam, ja, beinahe verbissen schaute sie auf ihre Fußspitzen.

Ich blickte sie von der Seite an. Glenda kam mir ungeheuer blaß vor. Ihre Haut schien direkt durchsichtig zu sein, und unter den Augen traten deutlich die dunklen Ringe hervor.

Mit Glenda stimmte etwas nicht. Sie war schon in den letzten Tagen etwas komisch gewesen, aber so schlimm wie heute hatte ich sie noch nie gesehen.

Hatte sie Sorgen? Liebeskummer? Finanzielle Probleme? Man sieht einem Menschen ja nicht hinter die Stirn. Ich verstand mich mit ihr zwar recht gut, und Glenda war auch ein wenig verknallt in mich, doch über private Probleme hatten wir eigentlich nie miteinander gesprochen. Auch nicht bei dem Abenteuer in Schottland. Damals hatte uns auch der Schwarze Henker zu sehr in Atem gehalten.

Ich beschloß, mit Glenda zu reden, und zwar gleich.

Davon konnte mich auch der Fall des toten Mädchens nicht abhalten. Auf eine Stunde oder zwei kam es nun wirklich nicht an.

Der Fahrstuhl stoppte.

Die vorn Stehenden drückten die Tür nach außen und verließen den Lift. Glenda und ich gingen als letzte.

Wir wandten uns nach links. Glenda Perkins ist meine Sekretärin. Ihr Büro liegt neben dem meinen. Zwischen beiden gibt es eine Verbindungstür.

Bevor Glenda in ihrem Raum verschwand, bat ich sie um eine Tasse Kaffee.

»Natürlich.«

»Danke, Glenda.«

Immer wenn ich meinen Schreibtisch sehe, bekomme ich Magendrücken. Er wird nie leer. Auf der linken Seite meist die unerledigten Sachen, auf der rechten die sich in Arbeit befindlichen. Der linke Stapel hatte die dreifache Höhe vom rechten.

Das war nicht auf meine Faulheit zurückzuführen, sondern weil ich überhaupt nicht dazu kam, Akten aufzuarbeiten. Der Einsatz hielt mich zu sehr unter Streß.

Ehrlich gesagt, ich war froh dabei. Denn an einem Schreibtisch zu versauern, das ist nichts für mich.

Sir Powell, mein unmittelbarer Vorgesetzter, befand sich ebenfalls schon in seinem Büro. Ich rief ihn an und berichtete in Stichworten von dem neuen Fall.

»Lassen Sie die Sache nicht aus den Augen«, riet er mir. »Da kann einiges hinterstecken.«

»Meine ich auch, Sir.«

»Und Sie halten mich auf dem laufenden!« knarrte der Superintendent.

»Selbstverständlich.«

Damit war das Gespräch beendet. Zum Glück, denn Glenda Perkins kam mit dem Kaffee.

Mit dem linken Ellbogen drückte sie die Klinke der Tür nach unten. In der rechten Hand balancierte sie die Tasse mit dem Kaffee. Glenda machte das sonst sehr souverän, doch diesmal zitterte sie, und als sie die Tasse auf meinem Schreibtisch absetzte, schwappte etwas von der braunen Brühe über.

Glenda wurde rot. »Entschuldigen Sie«, sagte sie, »aber ich wische das sofort wieder weg.«

Ich lachte. »Sie brauchen sich doch nicht zu entschuldigen, Glenda. Das geht auch so.« Ich nahm Papier und sorgte dafür, daß der Kaffee aufgesaugt wurde.

Glenda war schon auf dem Weg in ihr Büro, als ich sie zurückhielt. »Warten Sie doch noch einen Moment.«

»Ja?« Sie drehte sich um.

Ich deutete auf einen Stuhl. »Bitte, Glenda, setzen Sie sich! Ich glaube, wir haben einiges zu bereden.«

Sie hob die Schultern und nahm Platz.

Ich trank einen Schluck Kaffee. Täuschte ich mich, oder schmeckte er wirklich anders als sonst. Auch egal. Ich bot Glenda eine Zigarette an, die sie mit einem dankbaren Kopfnicken nahm.

Dann gab ich Feuer.

Glendas Finger zitterten, als sie die Zigarette hielten. Die Frau war mit den Nerven ziemlich fertig, das sah ich jetzt. Sie trug einen bunten Rock und einen hellen, weit fallenden Sommerpullover, der viel von ihrer Figur verbarg.

»Wir kennen uns doch lange genug, um vernünftig miteinander reden zu können«, sagte ich. »Oder?«

»Glaube schon.«

»Okay, dann sind wir uns ja einig. Mir scheint, Glenda, Sie haben Sorgen. Schwere sogar.«

Sie schaute mich an. »Wie kommen Sie darauf?«

»Das sehe ich Ihnen an. Ich habe Sie auch in den letzten Tagen beobachtet. Sie haben sich verändert. Zum Negativen hin. Wenn Sie so weitermachen, bringen Sie sich noch um. Was haben Sie für Probleme, Glenda? Reden Sie.«

»Es ist nichts Besonderes!«

»Glenda, das können Sie mir doch nicht erzählen. Sie bedrückt doch etwas.«

Sie stäubte die Asche ab. Dann hob sie die Schultern. »Sie haben recht, Mr. Sinclair, aber ich möchte – na ja, es ist eigentlich meine Privatsache.«

»Schon, aber wir sind Kollegen und müssen zusammen arbeiten. Da macht sich der eine eben um den anderen Sorgen. Das würden Sie doch auch so sehen, wäre es umgekehrt.«

Sie nickte.

Ich merkte genau, daß sie kurz davor stand zu weinen. Und ich wußte, daß mir Glenda einiges erzählen konnte.

»Was ist geschehen?« fragte ich.

Sie hob die Schultern. »Es – es ist alles so schwierig«, sagte Glenda mit erstickter Stimme.

»Da gebe ich Ihnen recht. Aber es ist nur schwierig, wenn man alles allein trägt. Sie können Ihre Sorgen mit mir teilen, Glenda. Falls es allerdings persönlich ist, dann vergessen Sie unser Gespräch.«

Glenda schüttelte den Kopf, und ihre langen schwarzen Haare flogen. »Es ist nicht zu persönlich. Es geht Sie sogar auch an.«

»Mich?«

Sie nickte.

Ich war ahnungslos und dachte an irgendwelchen Liebeskummer, den sie vielleicht hatte. Glenda war ja in mich verliebt, das hatte sie mir mehrere Mal gezeigt, aber ich wollte keine Liebe im Büro. Außerdem war da noch Jane Collins, die mir die Augen ausgekratzt hätte, wenn etwas passiert wäre. Ich befand mich in einer Zwickmühle, denn Glenda war ein ausgesprochen attraktives weibliches Wesen. Mit ihrer Figur konnte sie so manchen Filmstar ausstechen. Wenn sie jetzt unglücklich in mich verliebt war, und dieses Gefühl zum Ausbruch kam, war das schlecht für unsere Arbeit. Dann mußte sich Glenda wahrscheinlich einen anderen Job suchen.

Diese Dinge schwirrten mir im Kopf herum, aber das waren alles Gedanken die jeglicher Basis entbehrten. Zukunftsvisionen, wovon nichts stimmten konnte.

»Was ist also geschehen?« fragte ich.

»Es fing damit an, daß ich eine alte Jugendfreundin traf«, begann Glenda Perkins. »Es ist ungefähr eine Woche her. Donna und ich haben uns schon früher gut verstanden, uns dann aber aus den Augen verloren, doch als wir uns jetzt wiedertrafen, sprang der Funke sofort über. Wir trafen uns mal bei ihr, dann wieder bei mir, und es war eine tolle Zeit. Wir frischten Erinnerungen auf, redeten über Gott und die Welt und natürlich auch über unsere Berufe. Donna arbeitet als Buchhalterin in einem großen Kaufhaus, und sie gibt sich immer sehr emanzipiert, müssen Sie wissen. Sie fragte mich auch, wie ich dazu stünde, und ich sagte ihr meine Meinung. Dann rückte sie endlich mit der Sprache heraus. Sie redete von einem Club, in dem sich nur Frauen treffen, und sie fragte mich, ob ich nicht auch mal mitkommen würde. Ich war einverstanden, fand aber auch nichts Besonderes bei diesem Club. Er hat einen ganz normalen Namen, und ich dachte, daß sich dahinter eine der vielen Frauenbewegungen verbirgt.«

»Wie heißt er denn?« wollte ich wissen.

Glenda Perkins schaute mich aus großen Augen beinahe unschuldig an. »Women's Circle«, sagte sie…

***

Das war ein Hammer!

Ich hatte gerade meine Tasse zum Mund führen wollen. Beinahe wäre sie mir aus den Fingern gerutscht. Ich mußte Glenda so dumm angeschaut haben, daß sie anfing zu lachen.

»Was ist mit Ihnen?«

Ich holte tief Luft. »Haben Sie wirklich Women's Circle gesagt, Glenda?«

»Ja.«

Mit der flachen Hand schlug ich auf den Schreibtisch. »Das ist ein Ding, das gibt es gar nicht. Wissen Sie eigentlich, daß ich mich seit

gestern mit diesem Club beschäftige?«

Jetzt schaute Glenda mich ungläubig an. »Dann – dann wissen Sie mehr, John?«

»Nein, noch nicht. Ich wollte heute morgen, also nach unserem Gespräch, über diesen Club Informationen einholen. Und jetzt kommen Sie, Glenda, und erzählen…«

***

»Diese Frauen sind gefährlich, John.«

»Ich weiß. Aber bitte, erzählen Sie weiter.«

Plötzlich blitzten ihre Augen wieder. Von einem Moment zum anderen hatte Glenda ihre Sorgen abgeschüttelt. Sie war wieder die alte. Das Gespräch hatte ihr viel geholfen.

Dann erzählte sie. Und glauben Sie mir, ich hörte genau zu. Als der Name Asmodina fiel, spürte ich die Gänsehaut, die über meinen Rücken kroch.

ASMODINA!

Wie ein Fanal brannte sich der Name in meinem Gehirn fest. Sollte sie den Schwarzen Tod irgendwann einmal ablösen? Meine Gedanken begannen zu kreisen.

Der Schwarze Tod war mein Hauptgegner. Bisher war er noch die rechte Hand des Teufels. Aber er hatte in der letzten Zeit einige Niederlagen einstecken müssen. Er war, wie man so schön sagt, nicht mehr das wie früher. Seine Ära neigte sich langsam dem Ende zu. Und Asmodis war nicht dumm. Er sah selbst, daß sich sein Erster Diener in Machtkämpfe mit Myxin, dem Magier, verstrickte, und seine eigentliche Aufgabe, die Vernichtung der menschlichen Gegner, vernachlässigte.

Satan gab nie etwas umsonst. Und er zahlte zurück, wenn sich seine Mannen nicht bewährten.

Aber noch gab es den Schwarzen Tod. Ich glaubte auch nicht, daß er kampflos das Feld räumen würde. Bestimmt sammelte er neue Kräfte, um die Niederlage seines Freundes Belphegor in Paris vergessen zu machen.

Wie dem auch sei, ich mußte auf der Hut sein. Jetzt noch mehr denn je. Da war Asmodina.

Und sie würde der Teufel so schmieden, wie es ihm ins Kalkül paßte. Sie war ein Stück von ihm.

Ich machte mir Notizen, während Glenda sprach, und als sie mit ihrem Bericht fertig war, besaß ich so viele Informationen, wie ich nie zu träumen gewagt hätte.

»Das war alles, was ich Ihnen mitteilen konnte, John«, sagte Glenda.

Ich holte tief Luft und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Unglaublich«, erwiderte ich. »Einfach unglaublich. Warum sind Sie

nicht schon früher zu mir gekommen?«

»Der Club war doch harmlos, das heißt, ich wußte ja nicht, was sich hinter dem Namen verbirgt.«

»Hätten Sie mich nicht in der Nacht anrufen können, Glenda?«

»Ich war viel zu durcheinander.«

»Hat sich eigentlich Ihr Wille nicht dagegen gesträubt? Ich meine, Sie sind kein heuriger Hase und meine Sekretärin. Sie arbeiten in einer Abteilung, die sich mit okkulten Phänomenen beschäftigt. Es mußte ihnen doch aufgefallen sein, daß es nicht mit rechten Dingen zuging.«

»Ist mir auch«, gab sie zu. »Aber dann spürte ich wieder Donnas Blicke auf mir ruhen, und diese Frau muß irgend etwas an sich haben, was andere Menschen beeinflußt. Wenigstens mich. Wahrscheinlich hat sie das durch diese Begegnung mit den anderen Frauen bekommen. Gerade diese Serena Kyle ist schlimm. Diese Frau schaut einen Menschen so an, daß man das Gefühl hat, sie würde den anderen bis auf den Grund der Seele blicken.«

Ich nickte. Glenda traf bei mir auf Verständnis. Ich weiß, daß es solche Personen gibt, die einen ungeheuren Willen besitzen und kraft dieses Willens andere abhängig machen.

»Und was haben Sie jetzt vor, John?« fragte mich meine Sekretärin.

Ich lächelte. »Nun, ich werde dieser Donna Summers einen Besuch abstatten.«

»Sie wollen…?«

»Natürlich. Wahrscheinlich komme ich nur über sie an Serena Kyle heran. Wo genau arbeitet Ihre Freundin?«

»Im Kaufhaus Liberty.«

»In der Regent Street?«

»Genau.«

Und dann machte Glenda einen Vorschlag, der mir gut gefiel. »Ich könnte sie vorher vielleicht anrufen.«

Ich überlegte kurz. »Ja, die Idee ist nicht schlecht. Dann kann man sehen, wie sie auf Ihre Flucht reagiert hat.«

»Das meine ich auch.«

Ich schob Glenda das Telefonbuch rüber.

Meine Sekretärin war Feuer und Flamme. Vergessen war der Schock, den sie am gestrigen Tag bekommen hatte. Sie feuchtete ihren Zeigefinger an und blätterte hastig das Buch durch.

Kaufhaus Liberty. Es war ein Begriff in London. Nicht nur für die Einheimischen, sondern auch für die Touristen. Sie durchkämmten scharenweise das Kaufhaus auf der Suche nach irgendwelchen Souvenirs oder Krimskrams.

Glenda Perkins war nicht nur eine perfekte Sekretärin, sondern besaß auch die Fähigkeit, schnell eine Telefonnummer zu finden. Rasch gab sie mir die Zahlen durch.

Ich schrieb mit und wählte dann.

Eine freundliche weibliche Stimme meldete sich. Ich übergab Glenda den Hörer, so daß sie sich weiterverbinden lassen konnte.

Sie bekam die Buchhaltung an den Apparat und fragte nach Donna Summers.

Ich konnte mithören, was die Frau am anderen Ende der Leitung sagte, denn sie sprach sehr laut.

»Es tut mir schrecklich leid, aber Miß Summers ist heute noch nicht gekommen.«

Glenda fürchte die Brauen. »Wissen Sie denn, was geschehen ist?«

»Sie hat sich krank gemeldet, soviel ich weiß. Sie wollte auch zum Arzt.«

»Danke sehr«, sagte Glenda und legte auf.

Ich hatte meinen Entschluß schon längst gefaßt. »Wir fahren zu ihrer Wohnung.«

Glenda nickte. Aber sofort flackerte in ihren Augen so etwas wie Furcht auf.

»Keine Angst«, beruhigte ich sie. »Diesmal wird diese Donna Sie nicht unter ihren Bann kriegen.«

»Ich hoffe es.«

Ich stand auf und wollte mein Jackett überziehen, als die Tür mit Vehemenz aufflog.

Bill Conolly stand auf der Schwelle. Er hatte jederzeit zum Yard Building Zutritt. Man kannte ihn hier. Bill grinste wie der große Sieger.

»Wir wollten gerade gehen«, sagte ich.

Bill schüttelte den Kopf. »Wenn ich dir sage, was ich weiß, bleibst du erst einmal hier. Ich habe… oh Entschuldigung«, er reichte Glenda die Hand. »Ich habe Informationen über diesen Women's Circle.«

»Die habe ich auch«, erwiderte ich. »Und zwar aus erster Hand.« Dabei deutete ich auf Glenda Perkins.

»Wie…« Bill bekam den Mund nicht mehr zu.

Ich berichtete in Stichworten.

»Das ist doch nicht möglich«, sagte er.

»Doch, solche Zufälle gibt es. Die Wirklichkeit übertrifft oft alle Romane.«

Bill nickte. »Und jetzt? Ich hatte nämlich einen alten Kollegen angerufen, der in der Szene Bescheid weiß. Und er hat mir von diesem Club berichtet.«

»Kannte er auch Namen?«

»Ja, einen. Serena Kyle. Diese Frau ist in der Branche ziemlich bekannt. Sie hat früher mal als Wahrsagerin gearbeitet, ist aber dann aus irgendeinem Grunde untergetaucht und hat immer wieder okkulte Zirkel und Clubs gegründet. Eine Spinnerin, meinte der Kollege.«

»Da irrt sich dein Freund gewaltig«, antwortete ich.
Bill hob die Schultern. »Was will man machen? Auf jeden Fall fahre ich mit.«
Ich hatte nichts dagegen.
»Soll ich nicht doch vorher anrufen?« fragte Glenda Perkins. »Wenn Donna doch zu Hause ist, dann…«
Ich nickte. »Ja, es ist besser.«
Die Telefonnummer hatte Glenda im Kopf.
Es wurde auch schnell abgehoben.
»Hallo, Donna, ich bin's«, sagte Glenda Perkins. »Bist du mir jetzt sehr böse?«
Ich hatte mich so neben Glenda gestellt, daß ich mithören konnte. Ihr Parfüm kitzelte meine Nase. Himmel, war das ein aufregender Duft. Da konnte man direkt auf Nachtischgedanken kommen. Gewaltsam riß ich mich zur Ordnung.
Donna Summers hatte nichts dagegen, daß Glenda vorbeikam. »Wann?« fragte sie.
»Gleich.«
»Ist gut. Ich freue mich.«
»Und entschuldige noch einmal, Donna. Ich habe mich wirklich dumm benommen.«
Die Frau lachte. »Aber das macht doch nichts. Du bist immer bei mir willkommen…«
Glenda legte auf.
Wir schauten uns an. Ich nickte. »Okay, Freunde, gehen wir. Bin gespannt, was uns die gute Donna Summers zu erzählen hat…«
Mit einer langsamen, fast zeitlupenhaft wirkenden Bewegung legte Donna Summers den Hörer auf.
»Was ist?« fragte Ruth.
Ein teuflisches Lächeln umspielte die Lippen der Frau. »Es war Glenda.«
»Ja, das habe ich gehört.«
Hastig drehte sich Donna Summer um. »Stell dir vor, sie will herkommen. Zu uns, zu mir. Sie – sie hat sich entschuldigt für das, was sie gestern getan hat.« Donna kicherte. »Entschuldigt, das ist gut – wirklich.«
»Was willst du mehr?« fragte Ruth.
»Bist du so naiv oder tust du nur so?«
»Traust du ihr nicht?« stellte Ruth die Gegenfrage. Die Frauen trugen jetzt nicht ihre Kutten, sondern normale Kleidung. Um Donnas Körper hing ein hellbraunes Wollkleid. Ruth trug eine Hose und einen Pullover. Das weißblonde Haar wirkte fahl. Die schmalen Lippen machten das herbe Gesicht auch nicht schöner.
Donna kicherte wieder. »Was heißt hier trauen? Glenda spielt falsch.«

»Woher weißt du das?«
»Das fühle ich.«
»Aber du hast sie mitgebracht«, hielt ihr Ruth entgegen.
»Ja – leider.«
»Und was willst du jetzt machen? Sie hat dir gesagt, daß sie herkommt. Wir stehen kurz vor dem Ziel und können uns keine Extratouren erlauben. Denk daran.«
»Das weiß ich auch.«
»Ich könnte Serena Bescheid geben«, meinte Ruth. »Sie schläft zwar noch, um Kräfte zu sammeln, aber unter diesen Umständen könnten wir sie wecken.«
»Meinst du, wir werden mit ihr nicht allein fertig?«
Ruth hob die Schultern. »Vielleicht hat sie sich abgesichert. Vergiß nicht, für wen sie arbeitet. Bis jetzt haben wir uns im Verborgenen halten können. Von dem Women's Circle ist kaum etwas an die Öffentlichkeit gedrungen. Ich war von Beginn an skeptisch, als ich hörte, wen du da an Land gezogen hast.«
»Ach, hör auf.«
»Du gefährdest unsere Sache, Donna!«
»Nein, verdammt, ich gefährde sie nicht. Ich werde das Problem schon aus der Welt schaffen. Laß sie nur kommen.«
»Darf ich fragen, wie du das machen willst, meine Liebe?« erkundigte sich Ruth spöttisch.
»Ja, die Antwort kannst du haben.«
Donna Summers drehte sich um, ging zu einem Schrank und zog die oberste Schublade heraus. Sie war angefüllt mit allerlei Krimskrams. Unter anderem fand sich dort auch eine Fotografie. Donna hatte sie mit einer Sofortbild-Kamera geschossen.
Das Bild zeigte Glenda.
Donna nahm es in die linke Hand und ließ die rechte wieder in der Schublade verschwinden. Als sie sie dann wieder hervorzog, hielten ihre Finger den Griff eines langen Messers umklammert.
Zusammen mit Messer und Bild trat sie an den viereckigen Tisch im Livingroom. Mit spitzen Fingern legte sie die Fotografie auf die Platte.
»Was hast du vor?« fragte Ruth.
Donna hob die rechte Hand mit dem Messer. Dann stieß sie die lange Klinge blitzschnell nach und rammte sie in das Holz.
Sie deutete auf das Bild. »Reicht das als Antwort?«
Ruth schaute nach.
Die Spitze des Messers hatte sich in das Bild gebohrt und das Gesicht der schwarzhaarigen Frau in zwei Hälften geteilt…

***

Ich fuhr. Glenda Perkins saß neben mir, und Bill Conolly hatte es sich

im Fond bequem gemacht.
Meine Sekretärin hatte mir eine Adresse in Holborn angegeben.
»Eine vornehme Gegend«, hatte ich gesagt.
»Sie wohnt in einem Penthouse.«
Woher Donna Summers das Geld für diese Luxusbude besaß, wußte Glenda Perkins auch nicht. Ich aber konnte mir nicht vorstellen, daß sie als Buchhalterin so viel verdiente, um dieses Penthouse zu unterhalten. Sie mußte demnach andere Einnahmequellen besitzen. Vielleicht wurde es ihr auch finanziert.
Als Rückendeckung hatte ich Suko Bescheid gegeben. Mein chinesischer Partner sollte, falls ich mich in zwei Stunden noch nicht gemeldet hatte, nachschauen. Aber mit größeren Gefahren rechnete ich nicht. Eher mit Überraschungen. Ich war sehr gespannt darauf, wie Donna Summers bei meinem Auftauchen wohl reagieren würde.
Bestimmt nicht freundlich.
Wir fuhren über den Trafalgar Square und über die Charling Cross Road hoch zum Leicester Square. Anschließend durch die Long Acre Street in Richtung Covent Garden, sahen links den großen Bau des St. Martin’s Hotel liegen und bogen dann in die Mercer Street ein.
An einer Ampel mußten wir halten.
Auf den Straßen und Gehsteigen herrschte ein ungeheurer Betrieb. Wenn die Ampelanlagen den Verkehr nicht schafften, sorgten Bobbys für Abhilfe.
Wer hier wohnte – praktisch im Herzen von London – mußte Geld haben. Es gab elegante Apartmenthäuser, manche nur vierstöckig, andere wiederum wuchsen in den Himmel. Die Royal Opera war nicht weit entfernt und das Polizeipräsidium lag ebenfalls in der Nähe.
Ein Penthouse ist ein Haus auf dem Haus. Als wir nach wenigen hundert Yards unser Ziel erreichten, konnte ich von dem Penthouse nichts sehen. Acht Stockwerke lagen darunter. Die Sonne spiegelte sich in den Thermophenscheiben.
Wo fanden wir einen Parkplatz?
Ein Bobby gab uns Auskunft.
Nachdem ich ihm meinen Ausweis gezeigt hatte, konnten wir den Wagen in einer Ladezone abstellen.
Wir stiegen aus.
»Bleiben Sie lange fort, Sir?« fragte der Bobby.
»Mal sehen.«
»Ich werde auf den Wagen achten, Sir.«
»Danke, das ist nett von Ihnen!«
Wir nahmen Glenda in die Mitte als wir auf das Haus zuschritten. Nebenan lag eine Kunsthandlung. Ein schwerer Eichenschrank wurde soeben aus dem Geschäft transportiert.
Vor dem Eingang trennten wir uns von Bill.

»Halte du hier unten die Stellung«, sagte ich. »Sollte aus irgendeinem Grunde jemand einen Fluchtversuch unternehmen, dann halte ihn auf.«

Bill nickte. »Klar.«

Glenda und ich suchten das Klingelbrett ab, denn wir mußten uns anmelden.

Das Schild mit dem Namen D. Summers befand sich etwas erhöht von den anderen. Daneben befanden sich die Sprechrillen eines Lautsprechers.

Ich nickte Glenda zu.

Meine Sekretärin war sehr nervös. In den letzten Minuten hatte sich dieses Gefühl noch gesteigert.

»Ich – ich habe Angst, John«, gab sie zu.

»Warum?«

Sie hob die Schultern. »Keine Ahnung, aber ich glaube, wir haben etwas falsch gemacht.«

»Und was?«

»Ich weiß nicht.«

»Das werden wir gleich sehen«, erwiderte ich und legte meinen Zeigefinger auf den Knopf.

Glenda schaute mich an. Sie sagte nichts. Als das Knacken in den Rillen ertönte, zuckte sie zusammen.

Ich stieß sie an. »Los«, flüsterte ich.

»Hallo?« ertönte eine quäkende Stimme. »Wer ist dort, bitte?«

»Ich bin es, Glenda.«

»Ah, Glenda, ja. Ich habe dich schon erwartet. Bitte, komm hoch, du kennst den Weg ja.«

»Danke.«

Zwei Atemzüge später ertönte der Türsummer.

Ich drückte die Tür auf und ließ Glenda vorangehen. Sie hatte sich an die Abmachung gehalten und mit keinem Wort gesagt, daß sie nicht allein war.

Wir betraten einen kühlen Hausflur. Er war peinlich sauber und aufgeräumt.

Glenda drängte mich nach rechts, wo die beiden Fahrstühle warteten.

Einer schoß soeben nach unten und stoppte. Eine Frau verließ den Lift.

»Kann man mit jedem Lift bis zum Penthouse hoch?« fragte ich Donna.

»Nein, nur mit diesem. Donna stellte einen Hebel um, dann transportierte der Aufzug uns höher.«

»Raffiniert.«

Glenda drückte einen schwarzen Knopf. Gemächlich rauschte der Fahrstuhl hoch. Es war kein Expreßlift und demnach ein angenehmes

Fahren.
Meine Sekretärin war blaß. Sie wußte, was ihr bevorstand. Ich lächelte ihr aufmunternd zu.
Der Fahrstuhl hielt.
Jetzt galt es.
Glenda drückte die Tür auf.
Dahinter lag ein schmaler Korridor, der vor einer Mahagonitür endete. Teppiche dämpften den Schritt.
»Das ist die Wohnungstür«, erklärte Glenda, Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, als die Tür geöffnet wurde.
Donna Summers stand auf der Schwelle.
Sie sah Glenda, sie sah mich und erschrak.
»Hi«, sagte Glenda. Sie blieb dicht vor Donna Summers stehen.
Die Summers hatte sich wieder in der Gewalt. Ihr Gesicht glättete sich, und der Mund produzierte ein Lächeln. »Du hast Besuch mitgebracht?« fragte sie.
»Ja.«
»Davon hast du nichts gesagt.«
»Sorry, aber es ist uns hinterher erst eingefallen.«
Donna Summers machte noch keine Anstalten, die Tür freizugeben. Ich trat neben Glenda und sagte: »Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist John Sinclair.«
»Ich weiß«, sagte Donna.
»Woher?«
»Glenda hat oft von Ihnen gesprochen und Sie auch einige Male beschrieben. Sie haben einen interessanten Beruf, Mr. Sinclair.«
»Dann wissen Sie, daß ich beim Yard bin.«
»Ja.« Sie blickte mich forschend an, und ich glaubte, in ihren Pupillen einen kaum unterdrückten Haß schwelen zu sehen. »Wollen Sie nicht hereinkommen?«
»Gern.«
Wir betraten das Penthouse. Errichtet war es im Bungalow-Stil, das sah ich sofort. Die zum Süden hin führende Seite wurde von einer Glaswand eingenommen. Ein durch eine Doppeltür verschlossener Durchgang führte zu den anderen Räumen. Man sah durch das Fenster bis weit über die Themse, die sich wie ein graues Band durch die Millionenstadt schlängelte. Die Schiffe und Kähne sahen klein aus. Hin und wieder blitzten Schaumkronen auf den Wellen.
»Schöne Aussicht, nicht wahr?« fragte Donna Summers. Sie stand dicht hinter mir.
»Ja, kann man sagen.«
»Ich freue mich auch über dieses Haus.«
»Ist es nicht sehr teuer?« fragte ich.
»Was ist heute billig?«

»Da haben Sie auch wieder recht«, erwiderte ich. »Sie müssen sehr gut verdienen.«

Donna hob die Schultern. Ich hatte mich inzwischen umgedreht. »Es geht, Mr. Sinclair. Außerdem habe ich eine nicht unbeträchtliche Erbschaft gemacht. So läßt sich dieses kleine Häuschen schon finanzieren.«

Das Gespräch gefiel mir nicht. Kein Wort vom gestrigen Tag. Glenda stand wie angewachsen auf der Stelle und schaute zu Boden. Donna und ich belauerten uns wie zwei Raubtiere, bei dem einer auf eine Blöße des anderen wartet.

Dann ergriff Donna Summers die Initiative. »Darf ich nach dem Grund Ihres Besuches fragen, Mr. Sinclair. Ist er privat, oder sind Sie dienstlich hier?«

»Leider dienstlich.«

Ihre Augenbrauen ruckten in die Höhe. »Oh, was habe ich denn verbrochen?«

»Miß Perkins, meine Sekretärin, hat einige Aussagen gemacht, die mir gar nicht gefallen, aber leider mein Ressort berühren.«

»Was hat sie denn gesagt?«

»Es betrifft die vergangene Nacht.«

»Oh, wie pikant.« Sie lächelte.

Ich fragte mich, ob diese Donna Summers normal war. Diese Antwort hatte ich wirklich nicht von ihr erwartet.

»Was soll denn in der vergangenen Nacht geschehen sein, Mr. Sinclair?« fragte sie.

»Das müßten Sie doch wohl am besten wissen.«

»Nein, Sir, klären Sie mich bitte auf.«

»Nun stell dich nicht so dumm an, Donna«, mischte sich Glenda Perkins ein. »Du weißt genau, was ich in diesem verdammten Mausoleum erlebt habe. Oder hast du etwa keinen gläsernen Sarg gesehen. Oder nicht von Asmodina gesprochen? Willst du alles abstreiten?«

»Nein, Glenda.«

»Da sehen Sie's, John!«

»Moment«, sagte Donna, »ich habe überhaupt nichts abzustreiten. Ich habe in der vergangenen Nacht geschlafen. Ich war hier. Ich weiß überhaupt nichts von einem Mausoleum oder von einem gläsernen Sarg und dieser Asmo… ich glaube, du hast dir einen Horrorfilm angesehen und ihn nicht verkraftet, Glenda.«

Glenda Perkins wurde sauer. »Nein, ich habe keinen Horrorfilm gesehen, sondern selbst den Horror erlebt. Das ist der Unterschied. Und du, Donna, hast eine der Hauptrollen gespielt. Es wird dir nichts nutzen, hier und jetzt alles abzustreiten, denn ich habe einen Zeugen. Das ist der Pfarrer der Kirche, die direkt neben dem Mausoleum liegt.

Reicht das?«
»Dann hole mir doch den Zeugen.«
»So kommen wir nicht weiter, Miß Summers«, sagte ich. »Am besten ist, Sie begleiten mich zum Yard-Building. Dort können wir dann die ungelösten Fragen klären und Sie vor allen Dingen dem Pfarrer gegenüberstellen. Er wird Miß Perkins sicherlich erkennen.«
»Ist das eine Verhaftung?« fragte Donna Summers. Ihre Stimme klang plötzlich lauernd, und die Augen hatte sie zu schmalen Schlitzen verengt.
Plötzlich schien die Luft zwischen uns zu knistern. Wir standen dicht vor einer Entscheidung, das spürte ich mit jeder Faser meines Körpers.
»Nein, es ist keine Verhaftung«, erwiderte ich. »Nur eine Befragung, die ich in meinem Büro aufnehmen will, denn hier steht Aussage gegen Aussage. Sind Sie bereit, mit uns zu kommen?«
Donna Summers schwieg.
Ich wartete.
Glenda trat nervös von einem Fuß auf den anderen. Auch sie spürte, daß etwas in der Luft lag. Wie würde Donna Summers reagieren? Wenn sie sich wehrte, kam sie einem Schuldgeständnis nahe. Sagte sie jedoch zu, würde es hart werden, denn dann stand Aussage gegen Aussage. Der Pfarrer konnte sie auch nicht belasten, er hatte wohl Glenda zu Gesicht bekommen, aber nicht Donna Summers.
Die Summers lächelte plötzlich. »Okay«, sagte sie, »ich komme mit, und dann wird sich wohl alles als Irrtum herausstellen.«
Glenda und ich wechselten einen raschen Blick. Ratlosigkeit schimmerte in den Augen meiner Sekretärin. Auch ich wußte im Moment nicht, was ich sagen sollte. Denn damit hatte keiner von uns gerechnet.
»Sie werden sehen, wie unhaltbar Ihre Anschuldigungen sind, Sinclair«, sagte Donna Summers und ging an Glenda Perkins vorbei auf einen Schrank zu.
»Dann werde ich mich bei Ihnen in aller Form entschuldigen«, sagte ich.
Sie lachte nur. »Darf ich mir wenigstens meine Geldbörse einstecken?« fragte sie und zog die Schublade auf.
»Natürlich.«
Ich paßte genau auf, und doch reagierte ich zu spät, denn die Frau war ungeheuer schnell.
Urplötzlich kam ihre Hand wieder zum Vorschein. Ich sah etwas aufblitzen, wollte meine Waffe hervorreißen, doch da hechtete Donna Summers schon auf Glenda Perkins zu, packte sie und drückte ihr blitzschnell die Klinge eines Messers gegen den Hals.
»Okay, Sinclair!« zischte sie. »Eine dumme Bewegung von dir, und ich schneide der Pute hier die Kehle durch…«

***

Bill Conolly kam sich vor wie ein Chauffeur, der auf seinen Chef wartet. Er tigerte neben dem silbermetallicfarbenen Bentley auf und ab und warf hin und wieder einen Blick an der Hausfassade hoch. Bill wäre am liebsten mitgegangen, er sah aber ein, daß einer hier unten die Stellung halten mußte.

Der freundliche Bobby kam auf Bill zu. Er war neugierig und fragte: »Liegt gegen einen der Bewohner etwas vor?«

Bill hob die Schultern. »Keine Ahnung, Officer.«

»Es wird also nicht zu einer Schießerei kommen?«

»Glaube ich nicht.«

»Danke.« Der Bobby war beruhigt und ging wieder seiner Arbeit nach.

Bill Conolly aber beobachtete weiter. Er hatte ein unruhiges Gefühl. Die ganze Sache gefiel ihm nicht. Es sah zwar alles harmlos aus, aber Bill glaubte, daß es unter der Oberfläche brodelte.

Er beschloß, auf der Hut zu sein.

Trotz der zahlreichen Ablenkungen, die sich dem Reporter boten, ließ er das Haus keine Sekunde aus den Augen. Er rauchte eine Zigarette, behielt vor allen Dingen den Eingang im Blickfeld und schaute auf, als ein kleiner Transporter die Straße hinabfuhr, langsamer wurde und vor dem Haus stoppte.

Bill furchte die Stirn.

Instinktiv wußte er, daß mit diesem Wagen etwas nicht stimmte. Der Wagen stand in der Ladezone.

Zwei Männer stiegen aus dem Führerhaus.

Kräftige Burschen in roten Arbeitsanzügen. Ihre Glatzen schimmerten im Sonnenlicht.

Bill schaute genauer hin.

Die Kerle gingen um den Wagen herum und öffneten hinten die beiden Ladetüren.

Diese Männer hatte Bill Conolly zwar noch nicht gesehen, aber sie kamen ihm trotzdem bekannt vor.

Nur – woher?

Der Reporter überlegte. Er ging die Aussagen seines Bekannten noch einmal durch, der ihn auf den Frauenclub aufmerksam gemacht hatte, kam aber zu keinem Ergebnis.

Dann dachte er an Glenda Perkins Bericht.

Und plötzlich fiel Bill ein, wer etwas von den Kerlen erzählt hatte. Nicht sein Bekannter, sondern John Sinclair hatte die Männer zuerst erwähnt.

Er hatte gegen sie gekämpft.

Bill schlug sich gegen die Stirn. Wie konnte er das nur vergessen!

Einer der Glatzköpfigen war bereits auf der Ladefläche

verschwunden. Der zweite stand noch draußen.

Ein vorbeifahrender Lastwagen nahm Bill Conolly sekundenlang die Sicht, und als er wieder frei schauen konnte, da sah er, daß die Kerle eine längliche Holzkiste ausluden.

Sie stellten sie auf dem Bürgersteig ab und schlossen die beiden Türen.

Anschließend nahmen sie die Kiste hoch und schritten damit auf den Hauseingang zu.

Der Vordere hielt die Kiste nur mit einer Hand und suchte in der linken Hosentasche herum. Dann hatte er den Haustürschlüssel gefunden.

Er schloß auf.

Für Bill Conolly gab es kein Halten mehr. Er ahnte, daß sich eine Gefahr anbahnte, schaute daß er eine Lücke im Verkehr entdeckte und hetzte quer über die Straße.

Er mußte sich beeilen, denn die beiden Glatzköpfigen waren schon fast im Haus verschwunden.

Die Tür fiel bereits zu, doch Bill schaffte es, sie zu stoppen, bevor sie ins Schloß fallen konnte.

Der letzte Kerl drehte sich um.

Er sah Bill, aber der Reporter entdeckte kein Anzeichen von Mißtrauen in seinem Gesicht.

Bill grinste.

Die Kiste war wohl zu groß. Sie paßte nicht in den Fahrstuhl, deshalb gingen die Glatzköpfigen quer durch die Halle auf das Treppenhaus zu.

Sie wollten ihre Last über die Treppe zum Ziel schaffen.

Bill war es recht.

Er tat, als würde er auf den Lift warten, bemerkte aus den Augenwinkeln, daß die Kerle die Treppe hochstiegen und folgte ihnen dann auf leisen Sohlen.

Er war gespannt, welches Ziel die Glatzköpfigen ansteuerten…

***

Ich wagte nicht, mich zu rühren!

Dieses Weib hatte mich völlig überrascht. Erst in Sicherheit gewiegt und dann zugeschlagen.

Raffiniert und abgebrüht zugleich.

Für mich bestand auch jetzt nicht mehr der geringste Zweifel, daß diese Donna Summers etwas mit den Vorgängen der vergangenen Nacht zu tun gehabt hatte. Obwohl sie es abstritt.

Auch Glenda Perkins hatte Angst. Das Messer mit der langen Klinge klebte an ihrer Kehle; machte sie eine unkontrollierte Bewegung, die Donna falsch verstand, war es um meine Sekretärin geschehen.

Ich kannte das Risiko, und Glenda wußte es auch.
Starr vor Entsetzen hing sie in dem Griff ihrer Freundin. Ihr Mund war verzerrt, wie zum Schrei geöffnet, doch kein Laut drang über ihre Lippen – nur pfeifendes Atmen.
Glenda Perkins hatte panische Angst.
In ihren Augen las ich die flehende Bitte an mich, auf alles einzugehen, was Donna verlangte.
In diesem Fall lief auch alles verkehrt. Bisher war ich nur immer zweiter Sieger gewesen, ich mußte jedesmal nachlaufen, und die anderen verstanden es geschickt, ihre Vorteile auszunutzen.
Donna Summers lachte hämisch. »Du bist ja direkt brav, Sinclair«, sagte sie. »So habe ich mir das immer vorgestellt. Ja, wirklich, du frißt mir aus der Hand. Bestimmt hast du eine Kanone – oder?«
»Ja, ich bin bewaffnet.«
»Dann nimm den Engelmacher und zupfe ihn vorsichtig aus der Halfter. Aber mit zwei Fingern.«
Ich kam der Aufforderung nach. Es tat mir in der Seele weh, als ich die Pistole zu Boden fallen sah, aber es mußte sein, wollte ich das Leben meiner Sekretärin retten.
Die Beretta lag dicht vor meiner Fußspitze.
»Kick sie weg!«
Ich kam dem Befehl nach.
»Na, ist das gut«, sagte die Frau und lachte wieder hämisch. »Man hat einiges von dir gehört, Bulle, aber das meiste war doch übertrieben, wie ich jetzt sehe. Wer sich so leicht überrumpeln läßt, ist für Asmodina kein Gegner.«
Da war er wieder, dieser Name.
ASMODINA.
Ich prägte ihn mir genau ein. Vielleicht bestand jetzt die Chance, mehr darüber zu erfahren.
»Wer ist sie?«
»Asmodina?«
»Ja.«
Donna Summers Augen leuchteten, als sie den Namen aussprach. »Sie ist die Tochter des Teufels, Sinclair, und sie ist gefährlicher als alle zusammen.«
»Auch als der Schwarze Tod?« Ich klopfte bewußt auf den Busch. So gewann ich wenigstens Zeit.
»Natürlich. Wer ist schon der Schwarze Tod? Ein widerlicher degenerierter Dämon, dessen Zeit bald abgelaufen ist. Nein, der Schwarze Tod kann Asmodina nicht das Wasser reichen.«
»Und wann wird sie erscheinen?«
Donna Summers lachte meckernd. »Das, Sinclair, werde ich dir nicht verraten. Außerdem weiß ich es selbst nicht genau.«

Ich sah Glendas Blick. Noch immer hing sie im Griff ihrer ›netten‹ Freundin. Das Flehen in ihren Augen sagte mir genug. Die Angst hatte sich noch gesteigert.

Aber noch konnte ich nichts unternehmen. Diese Donna Summers würde Glenda eiskalt töten. Ich mußte erreichen, daß sie Glenda losließ, dann hatte ich eine Chance.

»Sie fühlen sich wirklich sehr sicher?« fragte ich.

»Natürlich.«

»Warum halten Sie dann Glenda Perkins gefangen? Lassen Sie sie doch frei.«

»Spinnen Sie?«

»Nein, ganz und gar nicht. Sie haben mich ja selbst als harmlos eingestuft. Weshalb dann noch die Geisel?«

»Sicher ist sicher!«

»Demnach haben Sie Angst«, konterte ich.

»Nein, aber ich bin vorsichtig.«

»Sollen wir immer so stehenbleiben?« erkundigte ich mich. »Wir kommen zu keinem Ergebnis. Sie nicht und ich nicht.«

»Keine Angst, wir werden nicht länger hier stehenbleiben. Ich warte auf zwei Freunde. Ich glaube, Sie kennen sie! Sinclair, was tun Sie, wenn ich Ihnen befehle, vom Penthouse zu springen?«

»Ich würde mich dem Befehl widersetzen.«

Donna Summers Augen funkelten böse. »Dann stirbt eben deine kleine Sekretärin, Bulle!«

Ich hatte geahnt, daß sie so reagieren würde. Zum erstenmal sagte Glenda etwas: »Springen Sie nicht, John. Nicht meinetwegen!«

»Du halt dich raus!« zischte Donna.

»Und du beherrsche dich besser!« klang plötzlich eine kalte Frauenstimme hinter meinem Rücken auf.

Ich zuckte zusammen. Ein weiteres Teufelssektenmitglied hatte uns beobachtet.

Nur gut, daß ich noch nichts versucht hatte…

Ich sah sie nicht, doch ich hörte ihren Atem und merkte, wie er meinen Nacken streifte. Ein unangenehmes Ziehen spannte die Haut auf meinem Rücken.

Im nächsten Augenblick spürte ich den Druck.

Am Rücken zerriß meine Kleidung, und die Spitze eines Messers wurde so angesetzt, daß ich keine Chance hatte.

Ein Stich hätte mich getötet.

Donna Summers atmete beruhigt auf. »Ich dachte schon, du würdest gar nicht kommen«, sagte sie.

»Ich wollte doch erst mal abwarten, wie du mit den beiden fertig wirst.«

Donna lachte. »Wie du siehst, ausgezeichnet. Es wird immer nur viel

erzählt, so schlimm ist Sinclair gar nicht.«
»Du hast ihn noch nicht kämpfen sehen«, warnte Ruth.
»Du denn?«
Auf die Frage bekam Donna Summers keine Antwort. Statt dessen fragte Ruth: »Wo bleiben die beiden eigentlich? Sie müßten schon längst hiersein.«
»Vielleicht sind sie aufgehalten worden.«
»Verdammt!« zischte das Weib hinter mir. »Ich warte noch eine Viertelstunde.« Sie holte tief Luft. »Wenn Sie dann noch nicht da sind, bringe ich Sinclair um!«
Der letzte Satz traf mich hart, denn ich traute der Frau hinter mir zu, daß sie diesen Vorsatz in die Tat umsetzen würde. Ich hatte sie zwar noch nicht gesehen, aber sie schien mir noch brutaler zu sein als Donna Summers.
Da stand mir noch einiges bevor.
Aber noch lebte ich, und ich war entschlossen, um mein Leben zu kämpfen. Ich wollte aber auch noch einiges wissen, denn der Name Asmodina ließ mir keine Ruhe.
»Sonst hättet ihr mich nicht umgebracht?« erkundigte ich mich lauernd.
Wieder war es Ruth, die antwortete. »Doch, du wärst gestorben. Nur hätten wir dich zuvor Asmodina zum Geschenk gemacht. Es ist eigentlich schon alles vorbereitet. Wir warten nur noch auf die beiden Männer. Was meinst du, wie Asmodina sich freuen wird, wenn sie dich bekommt.«
Das glaubte ich ihr aufs Wort. »Was ist mit Serena Kyle?« fragte ich.
»Oh, du kennst sie auch?« wunderte sich Ruth. »Sie ist ein Medium. Durch sie schaffen wir es, mit Asmodina in Kontakt zu treten. Sie ist gewissermaßen der Katalysator. Asmodina kann noch nicht selbst zu uns kommen. Sie besitzt noch nicht ihre Kraft. Es dauert eine Zeit, bis sie voll da ist, und deshalb hat sie Serena als ihre Stellvertreterin ernannt. Aber keine Angst, John Sinclair, du wirst Serena Kyle noch kennenlernen. Falls unsere beiden Freunde pünktlich kommen.«
Ich schielte auf die Uhr.
Die Hälfte der Zeit war um.
Fast flehte ich darum, daß die Glatzköpfigen kamen.
Ich warf einen Blick auf Glenda Perkins. Donna Summers hatte das Messer sinken lassen. Die Klinge lag nicht mehr an Glendas Hals, sondern befand sich in Höhe des Magens.
So ganz chancenlos waren wir nicht.
Das merkte wohl auch Glenda. Ich sah es ihr an, daß sie etwas unternehmen wollte, denn in ihren Augen blitzte es plötzlich auf. Eine Warnung konnte ich ihr nicht mehr zurufen. Glenda griff ihre Freundin an.

Sie hatte den rechten Fuß erhoben, dann rammte sie ihn nach unten und traf Donnas Fuß.
Gleichzeitig schlugen ihre Hände auf die Messerhand der Frau.
Ich warf mich zur Seite, hörte hinter mir einen schlimmen Fluch, und im gleichen Augenblick schellte es…

***

Bill Conolly ließ den beiden rotgekleideten Männern einen genügenden Vorsprung. Er wollte unter keinen Umständen jetzt schon entdeckt werden.
Das Treppenhaus war leer. Wer hier als Besucher kam und zu irgendeinem Mieter wollte, der nahm den Lift und ging nicht zu Fuß. Die Außenwand des Hauses befand sich links der Treppe. Ein Teil der Wand bestand aus Glasbausteinen, und es sah aus, als wäre dort mit einem Messer ein Schnitt geführt worden.
Aber die Glasbausteine ließen Licht durch. Und das half Bill Conolly bei der Orientierung.
Die beiden Glatzköpfigen sprachen kein einziges Wort miteinander. Bill hörte nur ihren keuchenden Atem, dessen Lautstärke sich steigerte, je höher die Kerle stiegen.
Bill lächelte hart. Er wollte warten, bis die beiden das entsprechende Stockwerk erreicht hatten und sie dann vor der Tür abfangen. Der Reporter war waffenlos, aber er rechnete sich eine Chance gegen die beiden Typen aus, besonders dann, wenn er die Überraschung auf seiner Seite wußte.
Bill Conolly war optimistisch, als er die Stufen hochschritt. Er hielt sich dabei dicht an der Wand, so war für ihn der Sichtwinkel besser.
Sie passierten die einzelnen Stockwerke.
Einmal knallte eine Tür zu.
Dann hörte er einen Mann schimpfen und eine Frau kreischend lachen. Wiederum ein Stockwerk weiter hatte jemand seine Stereo-Anlage auf volle Lautstärke gestellt und erfreute sich an heißer Discomusik.
Das alles war Bill Conolly egal, ihn interessierten nur die glatzköpfigen Kerle.
Und er war gespannt, was sie in der Kiste verbargen. Sie war groß genug, um ohne weiteres einen Menschen darin transportieren zu können. Und Bill rechnete auch damit, daß die Männer einen Toten hochschleppten oder zumindest einen abholen wollten.
Wer kam da in Frage?
Bill dachte an mich und dabei wurde es ihm ganz anders. Unwillkürlich ballte er die Hände. Diesen ›Spaß‹ wollte er den beiden Typen verderben, das nahm er sich fest vor.
Sie hatten bereits den sechsten Stock erreicht. Noch zwei Etagen,

dann waren sie am Ziel.
Die Spannung wuchs.
Bill wurde noch vorsichtiger – aber nicht vorsichtig genug.
Plötzlich war der Kerl da. Er hatte im toten Winkel gelauert, so daß Bill ihn nicht sehen konnte. Die beiden mußten die ganze Zeit über gewußt haben, daß ihnen jemand folgte. Und sie hatten es so geschickt angestellt, daß Bill darauf reinfiel.
Einer war nur weitergegangen, der zweite lauerte einen Treppenabsatz zuvor. Und er griff an.
Wie ein Tiger stieß er sich ab. Ein Bündel Kraft, eine geballte Ladung, der der gute Bill im Augenblick nichts entgegenzusetzen hatte. Er drehte sich zwar noch zur Seite, doch dann krachte der Kerl gegen ihn.
Er prallte gegen Bill Conollys Schulter, drückte den Reporter herum und schleuderte ihn zu Boden. Instinktiv zog Bill den Kopf ein, trotzdem prallte er mit dem Schädel gegen die Wand. Zum Glück war der Schmerz nicht so groß, daß er bewußtlos wurde.
Der Reporter biß die Zähne zusammen.
Er riß sein Knie hoch, traf auch, doch der Glatzköpfige steckte den Treffer, ohne mit der Wimper zu zucken, ein. Er mußte Muskeln aus Stahl haben.
Und wie ein Catcher kam Bill der Kerl auch vor.
Als der Reporter die Augen aufriß, sah er das eiförmige Gesicht des Mannes dicht vor sich. Bill sah keine Augenbrauen, dafür eine fleischige Nase, einen kleinen Mund und kleine Augen. Bill schaute für den Bruchteil einer Sekunde in sie hinein, und ihm wurde klar, daß dieser Mann keine Gnade walten lassen würde.
Der Reporter kämpfte.
Zum Glück lag der Glatzköpfige so auf ihm, daß er Bills Arme nicht einklemmte.
Bill hob sie an, verschränkte die Hände über den Nacken des Mannes und ließ sie nach unten sausen.
Er traf.
Der Catcher zuckte zusammen und stieß ein bösartiges Knurren aus. Seine fleischigen Hände suchten nach Bills Schulter, da schlug der Reporter zum zweitenmal zu. Gleichzeitig winkelte er auch die Beine an und drückte sie vor.
Er hob den Catcher hoch.
Schwer fiel der zur Seite.
Bill bekam Luft und wollte aufstehen, doch die Pranke des Glatzköpfigen schleuderte ihn zur Seite.
Bill Conolly konnte sich nicht mehr fangen, versuchte sich zwar noch mit der rechten Hand abzustützen, doch da war schon die Treppenstufe, und er griff ins Leere.

Dadurch bekam er das Übergewicht, rollte über die rechte Schulter ab und fiel die Treppe hinunter.

Es wurde für den guten Bill eine höllische Rutschfahrt. Jede Kante spürte er.

Dann hatte er den Absatz erreicht.

Zwei Sekunden blieb er liegen.

Doch das Wissen um die Gefahr riß ihn wieder hoch.

Als Bill den Glatzköpfigen sah, waren seine Schmerzen vergessen.

Dieser Mann wollte den Kampf.

Und Bill wurde wütend.

Einem Tritt wich er aus, dann bekam er das Bein des Mannes zu packen und schleuderte den Glatzkopf zu Boden.

Jetzt machte der Kerl Bekanntschaft mit den Stufenkanten. Er verzog das Gesicht.

Bill holte aus.

Dann war der zweite Glatzkopf da. Er hatte wohl gesehen, daß sich sein Kumpan in Schwierigkeiten befand und raste die Treppe hinab.

Bill ließ den Arm sinken.

Zwei waren für ihn zuviel. Er hatte sich vorgestellt, die beiden zu überraschen, doch es war anders gekommen. Bill blieb nur noch eins, wenn er etwas retten wollte.

Die Flucht!

Bevor der zweite Catcher gegen ihn springen konnte, drehte sich Bill zur Seite weg, und nahm den folgenden Treppenabsatz in zwei gewaltigen Sprüngen.

Unten angekommen, schaute er zurück, doch der Glatzkopf machte keine Anstalten, ihm zu folgen.

Er hatte sich gebückt und half seinem Kumpan auf die Beine.

Bill Conolly wußte genau, daß er allein nichts erreichen konnte. Da stand er auf verlorenem Posten. Wenn er mich aus der Klemme holen wollte, brauchte er Hilfe.

Aber von wem?

Diese Gedanken rasten durch Bills Kopf, als er die Treppe hinunterlief. Er hätte auch den Lift nehmen können, doch das vergaß er in seiner Aufregung völlig.

Bill war durcheinander.

Er gelangte in das Erdgeschoß.

Zwei Frauen – beide hatten Einkaufstüten, unter den Armen – schauten ihn verwundert an, als er wie ein Derwisch in die Halle gerannt kam und auf sie zulief.

Die Frauen wichen zurück.

Schweratmend stoppte Bill Conolly vor ihnen. Er holte noch einmal tief Luft und fragte: »Wo kann ich hier telefonieren?«

»Hier gab es einen Münzfernsprecher, aber er ist zerstört worden.«

Bill knirschte mit den Zähnen.
»Aber draußen, direkt nebenan, in dem Antiquitätenladen.«
»Danke.« Bill war schon weg.
Kopfschüttelnd schauten ihm die Frauen nach.
Der Besitzer des Ladens stellte zum Glück keine großen Fragen, sondern führte Bill in sein Büro.
Sukos Nummer hatte der Reporter im Kopf. Er wählte mit zitternden Fingern.
Nicht Suko meldete sich, sondern Shao.
»Conolly hier. Ist Suko erreichbar.«
»Ja, er wollte zu John und – Moment, er kommt gerade herein. Ich gebe ihn dir.«
Seit dem gemeinsamen erlebten Abenteuer am Loch Morar waren Bill Conolly und Shao per Du.
Suko meldete sich.
»Hör zu«, sagte Bill mit sich überschlagender Stimme, »es geht um folgendes.«
Dann berichtete er.
Suko versprach, sofort zu kommen.
»Und steck die Waffen ein«, sagte Bill noch zum Abschied, dann legte er auf und atmete tief durch.

***

Mit der Schulter zuerst kam ich auf dem Boden auf und rollte mich sofort zweimal um die eigene Achse, damit ich in die Nähe meiner Beretta gelangte.
Donna Summers aber war herumgewirbelt. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie sie das Messer hochriß und Glenda Perkins damit attackierte.
Glenda wich schreiend zurück. Sie hatte die Arme hochgerissen und war nur noch ein Bündel hilfloser Angst.
Ich lag zu weit weg, um ihr schnell und sicher zu Hilfe eilen zu können.
Glenda war verloren…
Donna Summers stand auf einer Teppichbrücke, als sie die Klinge zum tödlichen Stoß erhoben hatte. Und der Teppich endete bei mir.
Ich krallte meine Finger in den Rand und zog!
Diesem heftigen überraschenden Ruck hatte Donna Summers nichts entgegenzusetzen. Sie warf die Arme in die Luft, das Messer beschrieb eine kreisende Bewegung, und dann fiel die Summers hin.
Sie knallte auf den Rücken, während Glenda sich hochschraubte und ungläubig auf die ehemalige Freundin schaute.
Die zweite Frau, Ruth, wollte zur Tür. Doch es war nicht mehr nötig. Die beiden Glatzköpfe brachen die Tür auf. Vehement flogen sie in

den Raum.

Ich sprang auf meine Beretta zu.

Doch ich war nicht schnell genug. Zudem hatte Glendas Rettungsaktion zuviel Zeit gekostet. Bevor ich mit den Fingern das Metall berühren konnte, spürte ich die Spitze eines Absatzes auf meinem Handrücken.

Ich wurde steif und biß die Zähne zusammen, um gegen den Schmerz anzukämpfen.

»So haben wir nicht gewettet, du Anfänger!« vernahm ich über mir Ruths geifernde Stimme. »Einfach mache ich es dir nicht.«

Ich ließ sie gar nicht lange reden, sondern packte zu. Meine Hände umklammerten ihr rechtes Bein, ein Ruck, und die Frau segelte zu Boden.

Sofort war ich hoch.

Dieses Weib besaß noch immer ihr Messer, und sie setzte es ein.

Meine Hand schnellte vor.

Ich traf sie in Höhe des Unterarms. Das Messer segelte davon. Ihre Augen wurden plötzlich weit, dann schossen die Tränen hinein, und einen Herzschlag später hing mir jemand im Rücken.

Ich flog nach vorn, mit dem Gesicht auf den Teppich. Sekundenlang war ich benommen.

Die Zeit reichte dem Glatzkopf.

Er riß mich am Kragen hoch, und im nächsten Moment traf mich eine volle Breitseite.

Ich segelte durch das halbe Zimmer, prallte mit dem Rücken irgendwo gegen und wurde aufgehalten.

Langsam rutschte ich zu Boden. Vor meinen Augen explodierten tausend Sonnen. Ich trat erst einmal weg, war außer Gefecht gesetzt, kämpfte gegen eine drohende Bewußtlosigkeit an und riß verzweifelt die Augen auf.

Ich sah wie durch einen Schleier.

Die anderen hatten die Oberhand gewonnen.

Ruth hielt meine eigene Beretta in der rechten Hand. Die Mündung zeigte auf mich. In den Augen der Frau las ich den Willen, mich umzubringen. Ich wagte nicht, mich zu rühren.

Auch Glenda ging es schlecht. Die schwarzhaarige Frau stand mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt.

Vor ihr tänzelte Donna Summers von einem Fuß auf den anderen. Das Messer hielt sie fest umklammert, die Spitze zeigte auf Glenda Perkins.

»Ich bringe dich um!« kreischte Donna. »Ich bringe dich um!« Sie war rasend in ihrem Haß.

Doch Ruth behielt die Übersicht. »Nein, nicht!« schrie sie. »Laß sie in Ruhe. Sie kommt später an die Reihe!«

Donna gehorchte. Sie trat einen Schritt zurück, behielt ihre ›Freundin‹ aber nach wie vor im Auge.

Die Situation hatte sich wieder ein wenig entspannt.

Ich atmete auf.

Wo mich der Schlag getroffen hatte, schwoll meine Wange an. Auch spürte ich das Brennen auf meiner rechten Wange.

Die Narbe machte sich bemerkbar. Wahrscheinlich würde sie wieder dunkelrot glühen. Das geschah immer, wenn ich mich in gewissen Streßsituationen befand.

Und die beiden Glatzköpfe?

Sie hatten den Raum verlassen, betraten ihn jedoch jetzt wieder und trugen eine Kiste.

Mitten im Zimmer stellten sie sie ab.

Ruth lachte. »Endlich«, sagte sie. »Endlich kann es losgehen.« Sie freute sich wie ein Kind und funkelte mich dabei an. Mir war gar nicht wohl in meiner Haut.

»Öffnet sie!« befahl Ruth den beiden Männern.

Die Glatzköpfe machten sich an die Arbeit. Sie trugen noch immer ihre hellroten Anzüge. Wahrscheinlich gingen sie darin auch schlafen. Geschickt lösten sie die Deckelverschlüsse und hoben den Deckel dann hoch.

Ich konnte von meinem Standort nicht sehen, was sich in der Kiste befand.

Die Männer öffneten die Seitenteile und ließen sie nach unten fallen. Die Kiste fiel schnell auseinander.

Jetzt erkannte ich ihren Inhalt.

Es war ein gläserner Sarg!

***

Unangenehme Erinnerungen an ein weit zurückliegendes Abenteuer keimten in mir hoch. Damals spielten auch gläserne Särge eine Rolle, und ich hatte Abbot, einen Ghoul, gejagt.[6]

Doch ein Ghoul hatte in diesem Fall nichts mit dem Sarg zu tun.

Im Gegenteil.

Diesmal lag eine Frau in dem gläsernen Sarg.

Still, ruhig, wie tot.

Aber daran glaubte ich nicht. Ich nahm an, daß diese Frau Serena Kyle war.

Das Glas war so fantastisch geschliffen, daß ich jede Einzelheit wahrnehmen konnte. Nichts wurde verzerrt. Ich konnte durch den Sarg schauen, als bestünde er aus Fensterglas.

Ich drehte ein wenig den Kopf, so daß sich Ruths und meine Blicke trafen.

Die Frau kräuselte die Lippen zu einem kalten Lächeln. »Das ist sie«,

sagte sie, »das ist Serena Kyle. Du wolltest sie doch kennenlernen, Sinclair?«

»Ja.«

»Sie wird sicherlich mit dir reden, Bulle, bevor du selbst in diesen Sarg gesteckt wirst.«

Scharf holte ich Luft. Ich hatte zwar mit dieser Vorankündigung gerechnet, aber jetzt, da man mir die Wahrheit unverblümt ins Gesicht sagte, erschreckte sie mich doch.

»Angst?« höhnte Ruth.

»Wie man's nimmt.«

»Natürlich hast du Angst, Sinclair. Jeder hat Angst, wenn er in einen Sarg gesteckt wird. Du wirst noch einige Zeit leben. Aber dann wird dir die Luft knapp. Hast du schon einmal erlebt, wie das ist, wenn man immer weniger Sauerstoff bekommt? Hast du das schon mal mitbekommen? Es muß ein Gefühl sein wie…«

»Ja, ich habe es schon erlebt«, erwiderte ich kalt. »Man hat mich bereits einmal lebendig begraben.«

Ruht zuckte zusammen. »Und du bist freigekommen?«

»Sonst wäre ich nicht hier.«

Sie lachte kalt. »Humor hast du auch«, sagte sie. »Aber einen verdammt miesen.«

»Für Sie vielleicht.«

Ruth schüttelte unwillig den Kopf. Dann zischte sie den beiden Glatzköpfigen einen Befehl zu. »Los, öffnet den Sarg. Serena will sicherlich ihr gläsernes Gefängnis verlassen.«

Die Männer nickten.

Sie gehörten zu den Typen, die überhaupt keine eigene Meinung besaßen. Sie führten nur Befehle aus.

Befehle, die man ihnen gab. Dabei war es egal, ob es sich um Einbruch oder Mord handelte. Die Männer schauten mir so aus, als hätten sie kein Gewissen.

Vielleicht waren sie auch geistesgestört. Wer konnte das wissen? Wen ja, dann waren diese Leute nur zu bedauern.

Sie verteilten sich. Einer baute sich am Fußende des Sargs auf, der andere am Kopfende.

Sie bückten sich, legten ihre Hände auf den Deckel und hoben ihn an.

Die Männer besaßen Kraft, denn so leicht war der Sargdeckel nicht anzuheben. Zwischen ihm und dem Unterteil befand sich ein Gummiwulst, der die beiden Hälften zusammenhielt. Ein saugendes Geräusch entstand, als die beiden Hälften auseinanderglitten.

Die Frau lag frei.

Ich starrte sie an.

Zuerst geschah nichts. Es schien, als hätte Serena Kyle überhaupt nichts bemerkt, daß ihr Gefängnis jetzt offen war. Sie war eine schöne

Frau. Aber zwischen der blendenden Schönheit einer Frau und dem Antlitz des Teufels ist der Weg oft gar nicht mal so weit. Noch nie hatte ich mich von dem Äußeren eines Menschen täuschen lassen. Und gerade Frauen konnten eine blendende Fassade besitzen, waren in ihrem Innern kalt und gemein.

Das alles wurde mir bewußt, als ich Serena Kyle anschaute, während mich Ruth nach wie vor mit meiner eigenen Waffe bedrohte und auch Glenda Perkins von Donna Summers mit dem Messer in Schach gehalten wurde. Ihr eigenes Messer hatte Ruth in eine Lederscheide gesteckt, die an ihrem Rockgürtel befestigt war.

Sie wirkte auf mich wie eine gefährliche, finstere Kriegerin. Im Endeffekt war sie auch nichts anderes. Dabei stellte ich mir die Frage, wie es wohl in diesen Frauen aussehen mußte. Sie hatten sich dem Satan verschrieben. Wie tief mußte ein Mensch eigentlich sinken, um diesen Weg einzuschlagen? Vielleicht war auch die Schuld in unserer Gesellschaft zu suchen. Einer Gesellschaft, die trotz Ölkrise nur auf Konsum ausgerichtet war, und in der die Menschen immer einsamer wurden. Die Selbstmordrate stieg. Selbstmord war ebensowenig ein Ausweg wie die Flucht in obskure Sekten und Teufelszirkel.

»Woran denkst du?« fragte mich Ruth.

»An nichts.«

Ich sah ihr an, daß sie mir nicht glaubte, doch das störte mich nicht im geringsten.

Die beiden Glatzköpfe hatten sich in Nähe des Türlochs aufgebaut. Sie ließen mich keine Sekunde aus den Augen.

Ich konnte von meinem Platz aus durch das große Fenster schauen und sah über die Dächer von London. Ein Anblick, der mir gefiel. Sollte ich ihn zum letztenmal genießen?

Nein, nur das nicht.

Hart preßte ich die Lippen zusammen. Noch lebte ich, und ich würde es den anderen nicht leicht machen.

Doch zunächst fesselte Serena Kyle meine Aufmerksamkeit.

Sie verließ ihren Sarg.

Ihr Aufstehen glich einem Ritual. Zuerst legte sie die Hände auf den Rand, dann drückte sie sich hoch. Dabei blieb ihr Rücken steif, und sie erinnerte mich in diesen schrecklichen Augenblicken an eine Untote.

Aber sie lebte.

Ich hörte sie atmen.

Es war ein Atemzug wie bei einem Menschen, der nach langem Schlaf erwacht ist.

Tief und saugend…

Sie blickte sich um.

Dabei drehte sie den Kopf nach rechts. Immer weiter…

Ich schluckte.

Serena Kyle konnte tatsächlich ihren Kopf um dreihundertsechzig Grad drehen.

Ein Phänomen.

Sie hatte mich auch gesehen, und plötzlich schaute sie mich an. In ihrem Gesicht regte sich kein Muskel. Nur die Augen lebten, und in ihnen glaubte ich, rötliche Pupillen schimmern zu sehen.

»Sinclair«, flüsterte sie. »John Sinclair?« Meinen vollen Namen stellte sie als Frage.

Ich nickte.

Ruth begann zu lachen. »Wie du siehst, Serena, haben wir ihn. Und er kann sich nicht einmal wehren.«

»Wie ist es euch gelungen?« fragte Serena.

»Ganz einfach war es.« Ruth deutete auf Glenda. »Durch sie. Durch diese kleine Verräterin.«

Serena Kyle lachte leise. »Ja, ich hatte es mir schon gedacht, daß sie eine Verräterin ist.«

»Soll ich sie bestrafen?« fragte Donna hastig.

»Nein, noch nicht. Später ja.«

»Schade.«

Serena Kyle saß noch immer in ihrem gläsernen Sarg. Ihr Arm machte eine Bewegung, dann deutete ihr Zeigefinger auf mich. »Aber ihn, ihn will ich haben! Er soll sterben, damit wir ihn Asmodina als Geschenk machen können!«

Ich zuckte nicht zusammen, zeigte auch kein Erschrecken, sondern machte gar nichts.

Ruhig blieb ich stehen.

Serena Kyle stieg aus dem Sarg. Der schwarze Samt, mit dem die gläserne Totenkiste ausstaffiert war, schimmerte. Er bedeckte den Boden des Sargs und sollte bald auch mir als Unterlage dienen.

Serena Kyle trug ein helles, fast durchsichtiges Gewand. Sie hatte einen fantastischen Körper, und obwohl ich wirklich in einer miesen Situation steckte, kam ich nicht daran vorbei, ihren Körper zu bewundern.

Sie streckte sich, und um ihre Lippen glitt ein rätselhaftes, aber auch wissendes Lächeln. »Ein Geschenk für Asmodina«, flüsterte sie. »Besser kann man sich bei ihr gar nicht einführen. Sie wird bei ihrem Vater, dem Höllenfürsten, noch weiter in der Gunst steigen. Du, Sinclair, bist dem Tod geweiht.«

»Was hast du mit mir vor?« fragte ich sie.

»Ganz einfach. Du wirst in den Sarg gelegt. Wir verschließen ihn wieder. Alles weitere geht automatisch.«

»Das heißt, ich ersticke.«

»Ja.«

»Bisher nahm ich an, ihr wolltet mich Asmodis lebend übergeben«,

sagte ich, »doch dem scheint nicht so zu sein. Damit zerstört ihr euch euren größten Triumph.«

»Den Ehrgeiz, dich am Leben zu lassen, habe ich nicht. Auch Asmodina ist es egal. Sie braucht dich, um richtig zu erstarken. Sie braucht einen wirklichen Triumph. Und wer könnte ihn besser darstellen, als ein toter John Sinclair?«

Aus ihrer Sicht gesehen hatte sie recht. Aber ich wollte da nicht mit spielen, obwohl diese Serena Kyle ihr Ziel mit einer nahezu erschreckenden Konsequenz verfolgte. Asmodina hatte sie als ihre Helferin ausgesucht. Wie ich von Bill Conolly wußte, hatte sich Serena Kyle schon seit langem mit Schwarzer Magie und Hellseherei beschäftigt. Klar, daß Asmodinas Botschaft bei ihr auf fruchtbaren Boden gefallen war.

Und die Kyle hatte es geschafft, Frauen um sich zu versammeln, die ebenso dachten wie sie. Personen, die eigentlich völlig normal waren und auch normal reagierten, doch dem drohenden Einfluß nicht standhalten konnten.

Serena Kyles schwarze Seele war nicht mehr zu retten.

Aber wie stand es mit den anderen?

Würde ich es schaffen, sie auf den normalen Pfad zurückzubringen?

Donna Summers hielt es nicht mehr aus. Sie war krankhaft in ihrem Haß. Wahrscheinlich konnte sie es auch nicht überwinden, daß Glenda sie betrogen hatte. »Wann endlich stirbt dieses Weib?« fragte sie und fuchtelte mit der langen Messerklinge dicht vor Glendas Gesicht herum.

Serena hatte eine Antwort parat. »Sie wird zusammen mit John Sinclair sterben.«

Glenda Perkins erschrak. Tränen traten in ihre Augen, und ich empfand ein tiefes Mitleid. Wenn ich wenigstens an mein Kreuz gekommen wäre. Ich konnte mir gut vorstellen, daß Serena Kyle nicht gerade davon begeistert war, dieses Symbol des Guten anblicken zu müssen. Sie selbst war bereits zu einer Dämonin degeneriert.

Doch an das Kreuz kam ich nicht heran. Wenn ich nur eine falsche Bewegung machte, würde Ruth schießen. Und ich wollte nicht durch meine eigene Waffe sterben.

Für mich und Glenda Perkins war die Lage mehr als mies.

»Wann?« hetzte Donna Summers. »Wann wird sie endlich sterben?«

»Zusammen mit Sinclair!« lautete Serena Kyles Antwort.

»Soll sie mit ihm in den Sarg gelegt werden?«

»Nein, für sie habe ich etwas anderes.« Serena Kyle gab den beiden Männern am Türloch einen Wink. »Macht den Weg zur Terrasse frei!«

Die Glatzköpfe setzten sich in Bewegung. Sekunden später öffneten sie die Tür.

Frischer Wind wehte in das Zimmer und riß von einer Anrichte ein

paar Papiere hoch.
Plötzlich lachte Donna Summers. »Jetzt weiß ich, was du vor hast, Serena. Sie soll springen.«
»Genau!«
Glenda schrie erstickt auf, als sie das hörte.
Mir zog sich der Magen zusammen. Verdammt, ich mußte etwas unternehmen.
Aber würden Worte reichen?
»Ich an eurer Stelle würde es mir noch einmal überlegen«, sagte ich mit einer Stimme, die mir kaum gehörte, so kratzig klang sie. »Es gäbe ein zu großes Aufsehen, wenn Glenda Perkins vom Dach springt.«
Serena Kyle schüttelte den Kopf. »Das laß nur unsere Sorge sein, Sinclair.«
»Dann wollt ihr, daß die Öffentlichkeit auf euch aufmerksam gemacht wird?«
»Ja.«
»Damit bin ich beruhigt, denn euer verdammter Club wird nicht mehr lange existieren.«
Serena Kyle schüttelte den Kopf. Plötzlich verzerrte sich ihr Gesicht. »In den Sarg mit dir, Sinclair!« keuchte sie.
Ich blieb stehen.
Da blitzte es in Ruths Augen auf. Und im nächsten Augenblick drückte sie ab…

***

Die Zeit verging, und Bill Conolly wurde immer ungeduldiger. Aber Suko hatte versprochen zu kommen, und auf ihn konnte man sich verlassen.
Auch mit seiner schnellen Harley mußte Suko auf Verkehrs- und Geschwindigkeitsbegrenzungen achten.
Immer wieder schaute Bill auf die Uhr. Nervös trat er von einem Bein auf das andere. Er behielt auch stets den Hauseingang im Auge; er hoffte, daß ich erscheinen würde.
Doch nichts tat sich.
Zwar verließen hin und wieder Menschen das Haus, aber auf die es Bill, ankam, waren nicht dabei.
Der Reporter hatte auch schon mit dem Gedanken gespielt, die Polizei zu benachrichtigen, doch er hätte erst den Beamten eine lange Erklärung abgeben müssen, und dazu reichte die Zeit nicht.
Wo blieb Suko?
Da kam er.
Die Ampel am Ende der Straße zeigte schon Gelb, als Suko um die Ecke bog.
Er kam wie ein Tornado, überholte einen Chrysler, jagte an zwei

Lastwagen vorbei, gab noch einmal kurz Gas, wurde dann langsamer und bremste ab. Etwas schleudernd kam die schwere Maschine zum Stehen.

Suko schob sie auf den Gehsteig und bockte sie dort auf. Gleichzeitig riß er den Sturzhelm ab und hängte ihn an den Lenker.

»Alles klar?« fragte er.

»Keine Ahnung. Du hast lange gebraucht«, sagte Bill Conolly.

»Es ging nicht schneller!«

»Egal, komm jetzt. Hast du die Waffen?«

»Natürlich.«

Suko öffnete die Taschen hinter dem Sattel. Bill nahm eine Pistole an sich.

»Sie ist mit Silberkugeln geladen«, erklärte der Chinese.

»Okay.«

Die beiden Männer liefen über die Straße und betraten das Apartmenthaus.

Suko sah in seiner Lederkleidung gefährlich aus. Er wirkte darin noch gedrungener, als er ohnehin schon war. Die beiden Männer machten einen entschlossenen Eindruck, als sie nebeneinander herschritten.

»Welcher Stock?« fragte Suko.

»Der letzte.«

»Fahrstuhl?«

Bill nickte.

Ausgerechnet jetzt war kein Lift unten. Sie mußten warten. Bill knirschte mit den Zähnen.

Suko war ruhiger. Ihm merkte man nichts an. Das entsprach seiner Mentalität.

»Es kommt wirklich auf jede Sekunde an, habe ich das Gefühl«, sagte Bill. »John kann sich in höchsten Schwierigkeiten befinden.«

»Und Glenda?«

»Die ebenfalls.«

Dann kam der Lift. Zwei Frauen stiegen aus. Sie schnatterten in einer Tour über das Fernsehprogramm des vergangenen Abends und fanden es beide mies.

Bill und Suko drängten sich an den Frauen vorbei.

Hastig zog Suko die Tür zu.

Bill drückte auf den obersten Knopf. Dieser Lift fuhr nicht hoch bis zum Penthouse.

Sie schossen nach oben.

Der Reporter zog die Pistole. Auch Suko hielt jetzt eine Waffe bereit. Allerdings keine Pistole, sondern die Dämonenpeitsche. Sie hatte uns schon manchen guten Dienst erwiesen.

Stopp!

Die beiden Männer sprangen aus dem Lift. Rasch schauten sie sich

um, sie suchten die Treppe.
Bill deutete nach links. »Da, da muß es hochgehen!«
Suko nickte. »Komm!«
Mehr brachte er nicht zu sagen. Die beiden Männer hetzten los…

***

Ich spürte den Gluthauch der Kugel, so nah zischte das Geschoß an meinem linken Ohr vorbei.
Unwillkürlich war ich zusammengezuckt, und die Frau vor mir amüsierte sich.
Etwas Kalk stäubte in mein Gesicht, denn das Projektil hatte ein Loch in die Wand gerissen.
»Noch eine dumme Bewegung, Sinclair, und ich schieße dir ein Loch zwischen die Augen!« drohte Ruth.
Ich glaubte ihr aufs Wort. Die Waffe in ihrer Hand zitterte nicht um einen Deut. Ruth war der Typ Frau, die auch mit einer Kanone umgehen konnte. Ein regelrechtes Flintenweib.
Glenda Perkins wurde von Donna Summers von der Wand weggetrieben. Meine Sekretärin weinte. Doch keinen regte ihr Schluchzen auf. Ich las nicht das geringste Mitgefühl in den Augen der Weiber.
Mit schleppenden Schritten ging Glenda auf die Terrassentür zu. Den Kopf hielt sie dabei gesenkt. Die Tränen rannen ihr an den Wangen herab.
Als sie in meiner Höhe war, hob sie den Kopf. Trotz der tränennassen Augen sah ich die Hoffnungslosigkeit in ihren Pupillen schimmern.
Glenda hatte mit dem Leben abgeschlossen…
»Und jetzt geh du«, sagte Ruth. »Aber hübsch vorsichtig und langsam. Du kommst noch früh genug in den Sarg. Nur keine hastige Bewegung, mein Freund.«
»Keine Angst, ich werde Ihnen die Freude nicht gönnen, mich zu erschießen!«
»Dann willst du lieber ersticken?« Darauf gab ich keine Antwort.
Serena Kyle hatte sich so aufgebaut, daß sie mich und Glenda Perkins im Auge behalten konnte. Sie achtete auf uns. Ich hatte das Gefühl, daß ihre Augen noch größer geworden wären.
Und roter…
Rote Augen hatte dieses Biest. Die Augen des Teufels, der die Hölle…
Ich senkte den Blick, denn ich spürte ihre Gedanken, die für mich grausam und fremd waren. Sie wünschte mir den Tod herbei.
Ich atmete schwer.
Schweiß hatte sich auf meiner Haut gebildet. Das Hemd klebte mir am Körper, mein Gesicht glänzte naß…
Kam jetzt die Angst?

Ich schaute in den Sarg, war nur noch einen Schritt von der gläsernen Totenkiste entfernt. Hinter mir ging Ruth. Sie hielt genau den Abstand, der nötig war, damit ich sie nicht überrumpeln konnte.

Dieses Weib wußte ebenso wie die anderen, was sie tat.

Glenda befand sich schon auf der Terrasse. Der Wind wehte ihr Haar hoch und formte Figuren daraus. Hinter ihr schritt Donna Summers. Das Messer hielt sie in der rechten Hand, und den Arm hatte sie dabei hoch erhoben.

»Halt!« In meinem Rücken klang der Befehl auf.

Ich blieb stehen.

»Leg dich in den Sarg, Sinclair!«

Nach diesen Worten wurde es still. Gespanntes Schweigen. Alle warteten darauf, daß ich gehorchte.

Und ich stieg in den Sarg.

Mein Herz hämmerte. Wenn ich etwas haßte, dann war es dies. Langsam ging ich in die Knie, setzte mich hin, preßte beide Arme eng gegen den Körper und stützte mich mit den Handflächen ab, wobei meine Finger wie zwei Fächer ausgebreitet waren.

»Leg dich hin, verdammt!« zischte Ruth.

»Okay«, krächzte ich.

Gehorsam folgte ich dem Befehl. Die beiden Weiber beobachteten mich. Sie hielten mich für wehrlos, ich sah es ihrem spöttischen Blick an.

Dann lag ich lang.

Ich mußte die Beine etwas anziehen, denn die gläserne Totenkiste war nicht lang genug.

Die Frauen lachten.

Vor allen Dingen freute sich Serena Kyle diebisch.

Sie gab das Zeichen. »Legt den Deckel auf.« Die beiden Glatzköpfe an der Tür schritten auf den Sarg zu. Sie hoben das daneben liegende Unterteil auf, traten jeweils an das Kopf- und Fußende, um die Totenkiste zu verschließen.

Ihre Arme sanken herab.

Und mit ihnen der Deckel…

Ich holte tief Luft, spannte meine Muskeln – und dann – von einer Sekunde zur anderen – explodierte ich…

***

Wuchtig stieß ich mich ab. Zuerst schnellten meine Arme hoch. Sie trafen den Deckel, schleuderten das schwere Ding zurück und genau auf den Glatzkopf am Fußende zu.

Der brüllte auf, als der Deckel ihn traf.

Ich ließ mich nach rechts aus dem Sarg rollen.

Da peitschte ein Schuß.

Die Kugel fegte über meinen Kopf hinweg, und bevor Ruth ein zweites Mal schießen konnte, rammte ich meine Füße gegen den Sarg und stieß ihn auf die Frau zu.

Er knallte ihr gegen die Knie.

Ich schnellte hoch.

Da griffen mich die beiden Kerle an, von Serena Kyle mit wilden, reißerischen Worten heiß gemacht.

»Schlagt ihn zusammen!« brüllte sie. »Schlagt ihn tot…!«

Auf der Terrasse schrie Glenda.

Verdammt, der Weg zu ihr führte über die beiden Schläger. Und soviel Zeit hatte ich nicht.

Da jagten plötzlich zwei Schatten in den Raum.

»John!« gellte Bills Stimme.

Ich sah den Reporter und sah auch Suko. Bill hechtete auf Ruth zu, sie schoß wieder, und Suko nahm sich die beiden Kerle vor.

Mit einem Hammerschlag fegte er den rechts von mir stehenden Mann zur Seite.

Der Weg zur Terrasse war frei!

»Spring, du Hure! Spring!« hörte ich in diesem Augenblick Donna Summers gellende Stimme.

***

Ich hatte höllische Angst, zu spät zu kommen.

Während ich auf die Terrasse zuhetzte und praktisch durch die Tür flog, kämpften Bill Conolly und Suko gegen Ruth und die beiden Schläger.

Ich konnte mich nicht um sie kümmern, Glenda Perkins war wichtiger.

Sie kletterte bereits über die Brüstung. Mir blieb fast das Herz stehen, als ich sie dort hocken sah. Der Wind zerrte an ihrer Kleidung und an ihren Haaren. Neben ihr stand Donna Summers mit hocherhobenem Messer.

»Spring!« schrie sie wieder. »Spring, oder ich steche zu!«

Glenda hatte Angst.

Mich sah Donna Summers nicht. Lautlos sprintete ich auf sie zu.

Dafür bemerkte mich Glenda Perkins. Weit riß sie die Augen auf, und diese Gefühlsbewegung bekam auch Donna Summers mit. Blitzschnell kreiselte sie herum, streckte dabei ihren Arm aus, so daß die Messerspitze genau in meine Richtung zeigte.

Ich war in vollem Lauf. Bremsen konnte ich nicht mehr. Ich würde genau in das Messer hineinrennen.

Und Donna wußte es. Sie lachte kreischend.

Da setzte ich alles auf eine Karte. Mein rechter Fuß fegte hoch. Der Karatetritt kam wie aus dem Bilderbuch. Wenn ich die Hand verfehlte,

war es vorbei.

Ich traf.

Plötzlich wirbelte die Klinge durch die Luft, überschlug sich ein paarmal und klirrte auf die Fliesen.

Donna Summers aber brach zusammen und hielt sich das schmerzende Gelenk. Sie heulte und jammerte.

Da rutschte Glenda Perkins ab.

Sie kippte einfach, hatte sich nicht mehr halten können, und mir blieb fast das Herz stehen.

Ich hechtete vor und – faßte ins Leere.

»Nein!« Ich schrie auf, weil ich es einfach nicht begreifen wollte. Glenda Perkins war abgestürzt – oder?

Ich sah sie, als ich mich über das Gitter beugte. Wie sie es geschafft hatte, wußte ich nicht, auf jeden Fall klammerte sie sich mit der rechten Hand am unteren Teil eines Gitterstabes fest.

Acht Stockwerke tiefer brauste der Verkehr.

Und sie hing über der Straße.

Ihr Gesicht war vor Angst verzerrt. Die Augen waren große Kugeln. In ihnen leuchtete die Furcht.

»Halt dich fest!« brüllte ich ihr zu, und ein plötzlicher Windstoß riß mir die Worte von den Lippen. Ich ging in die Knie, schob meine Hände durch zwei nebeneinanderstehende Gitterstäbe, sah, wie Glendas Finger abrutschten und packte zu.

Ich hatte sie.

Mein Gott…

Jetzt nur nicht loslassen. Eisern weiter ziehen. All meine Kraft setzte ich ein.

Himmel, wie schwer doch eine Person wie Glenda werden konnte. Aber ich packte es.

Zoll für Zoll zog ich Glenda Perkins höher. Ich biß die Zähne zusammen, hielt eisern fest, und dann rollte sich Glenda über das Gitter.

Im gleichen Augenblick sah ich neben mir die Bewegung.

Donna Summers!

»Asmodina, ich komme!« schrie sie, nahm einen Anlauf, und bevor ich es verhindern konnte, hechtete sie über das Geländer in die Tiefe.

Langsam verklang ihr gellender Schrei.

Glenda lag auf dem Terrassenboden und weinte.

Ich schaute mich wild um. Der Kampf war noch nicht beendet. Bill und Suko schlugen sich nach wie vor mit den beiden rotgekleideten Kerlen herum.

Vor allen Dingen Suko, denn Bill lag am Boden und hielt sich die Schulter.

War er verletzt?

Ich wollte nachschauen.
In dem Moment verließ Serena Kyle die Wohnung. Wie eine Königin und als ob nichts geschehen wäre, trat sie aus dem Zimmer. Ihre Augen waren noch größer geworden. Sie rotierten wie rote Kreisel.
Und sie kam auf mich zu.
»Mich stoppst du nicht, John Sinclair«, sagte sie und lachte kalt.
Leicht geduckt stand ich hinter Glenda Perkins und schützte sie mit meinem Körper. Dann griff ich unter mein Hemd und nahm das Kreuz ab.
Serena erschrak.
»Wie gefällt dir das?« schrie ich und warf ihr das Kreuz zu. »Fang auf, du Bestie!«
Sie wich zur Seite.
Ich startete, nutzte den Moment der Unaufmerksamkeit und wollte sie packen.
Doch mit einer geschmeidigen Bewegung tauchte sie weg, so daß ich ins Leere griff, und rannte auf die Brüstung zu.
Ich wußte, was sie vorhatte.
»Bleiben Sie stehen!« schrie ich.
Sie lachte nur.
Höhnisch, gemein und triumphierend.
Und dann stieß sie sich ab.
Wie ein Turmspringer flog sie über die Brüstung des Penthousebungalows und verschwand in der Tiefe.
Ich schaute gar nicht nach.
Mir war plötzlich hundeelend.
Ich half Glenda Perkins auf die Beine, und gemeinsam schritten wir in den Wohnraum zurück.
Die beiden Glatzköpfe lagen auf dem Boden.
Suko rieb sich jetzt noch die Knöchel und nickte mir zu.
Bill Conolly hockte in einem Sessel. Er hatte seine rechte Hand auf die linke Schulter gepreßt.

***

Eine Menschenansammlung war in Sekundenschnelle zusammengekommen. Sie drängte sich vor dem Eingang.
Ich kam aus dem Haus und präsentierte meinen Polizeiausweis. Man ließ mich durch.
Zwei Bobbys deckten mit ihren Körpern die tote Donna Summers. Sie sah schrecklich aus.
Trotzdem schaute ich sie mir an. »Und wo ist die andere?« fragte ich die Polizisten.
»Welche andere?«
Da wußte ich, daß mir Serena Kyle oder Asmodina in der letzten

Sekunde noch einen Streich gespielt hatten. Die Kyle war entkommen. Wie, das wußte ich auch nicht. Ich war jedoch sicher, daß ich noch einmal von ihr hören würde.

Wie auch von Asmodina.

Zum erstenmal hatte ich den Namen gehört, aber sicherlich nicht zum letztenmal. Wenn ich den Worten der Frauen Glauben schenken wollte, dann wuchs mit ihr ein Gegner oder eine Gegnerin heran, die schlimmer war als der Schwarze Tod.

Asmodina hatte eine direkte Beziehung zum Teufel.

Denn sie war seine Tochter. Und zusammen mit Serena Kyle bildete sie ein äußerst gefährliches Gespann.

Ich glaube, daß jeder von Ihnen nachfühlen kann, wie mies es mir ging. Die Sorgen würden immer größer, die Gegner zahlreicher. Ich dachte auch an Grimes, den Ghoul, der immer noch frei herumlief. Jetzt war Serena Kyle noch hinzugekommen.

Und im Hintergrund lauerte Asmodina…

Ich ging zurück ins Haus. Denn dort warteten nicht nur Bill Conolly und Suko auf mich, sondern auch Glenda Perkins.

Wenigstens ein Lichtblick, dachte ich und mußte plötzlich lächeln…

***ENDE***

[1]Siehe John Sinclair Nr. 6 »Schach mit dem Dämon«
[2]Siehe Gespenster Krimi Nr. 160 »Die Totenkopf-Gang«
[3]Siehe Gespenster Krimi Nr. 183 »Das Hochhaus der Dämonen«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 14 »Der schwarze Henker«
[5]Siehe John Sinclair Nr. 65 »Gefangen in der Mikrowelt«
[6]Siehe John Sinclair Nr. 42 »Der Totenbeschwörer«